



LA 864

7

✓ 9

R 51a.



DONNA RUFINA.

Ch. Sambach del.

Cl. Köhl sc.

DONNA RUFINA.

AUS DEM SPANISCHEN

DES

DOM ALONSO CASTILLO

DE SOLLORÇANO.



ERSTER THEIL.

W I E N

GEDRUCKT UND VERLEGT VON IGNAZ ALBERTI,

1791.

NACHRICHTEN
V O N
DOM ALONSO CASTILLO
DE SOLLORCANO'S.
LEBEN UND SCHRIFTEN.

Da sich in keinem von den litterarischen Biographen Spaniens, noch sonst irgendwo eine nähere Notiz von den Lebensumständen dieses geistreichen und in seinem Zeitalter so sehr geschätzten Schriftstellers aufgezeichnet findet; so müssen wir uns begnügen, dem Leser blos eine ausführliche Anzeige aller seiner Schriften hier mitzutheilen, die seinen Namen für uns merkwürdig machten, und wodurch er sich einen rühmlichen Platz unter den vorzüglichen Schriftstellern seines Vaterlandes erwarb.

Weder der Ort, noch auch das Jahr seiner Geburt findet sich irgendwo angemerkt; alle Nachrichten, die man uns von ihm aufbehalten hat, vereinigen sich bloß darinn, daß er um die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts geblühet habe, und ein vorzüglicher Freund und Günstling des Marquis Don Pedro Foxardo de los Velez, der damahls Vice-Re von Valencia war, und die Wissenschaften und Künste außerordentlich schätzte, gewesen sey. Er stand bey demselben in sehr grossem Ansehen, und machte sich seinem Vaterlande nicht nur als Philosoph, sondern auch als Dichter vorzüglich merkwürdig. Wie geschätzt und ausgebreitet sein Ruhm auch sogar bey seinen schriftstellerischen Zeitgenossen mag gewesen seyn, erhellet über dieß noch aus dem Lobe, welches ihm der so sehr geehrte und unsterbliche Schriftsteller seines Vaterlandes Don Felix Lopez de Vega in seinem Laurus Apollinis, Sylva VIII. beygelegt hat.

Das Verzeichniß seiner so wohl in gebundener als ungebundener Rede verfassten Schriften ist nach der genauen Angabe der chronologischen Ordnung, in der sie erschienen sind, folgendes:

-
- I. Donaires del Parnaso. 2 Theile 1624—25.
8vo.
- II. Tardes entrenidas. 1625. 8vo.
- III. Jornades alegres. 1626. 8vo.
- IV. Tiempo de Regocijo, y Carnefolendas de
Madrid. Madriti, 1627. 8vo.
- V. Huerta de Valencia, profas y versos en la
Academias della. Valenciae, 1629. 8vo.
- VI. Noches de Placer, Barcinonae, 1631.
- VII. Las Harpias de Madrid, y Coche de Esta-
fas. Barcinonae, 1633. 8vo.
- VIII. Los Amantes Andaluces. *Ebendasselbst*,
1633. 8vo.
- IX. La Garduna de Sevilla. Lucronii, 1634. 8vo.
- X. Sagrario de Valencia, en quien se inclu-
en las Vidas de los Ilustres Santos hijos y de
Reino. Valenciae, 1635. 8vo.
- XI. Historia de Marco Antonio y Cleopatra.
1639. 8vo.
- XII. Los Alivios de Casandra. Barcinonae
1640. 8vo.
- XIII. Epitome de la Vida y hechos del Rey
D. Pedro III. de Aragon. Caesaraugustae,
1639. 8vo.

XIV. La quinta de Laura. Caclaraugustae,
1649. 8vo.

XV. Sola de Recreation. Saragossae, 1649. 8vo.
Das Werk, dessen Übersetzung hier erscheint, wurde bereits vom Hrn. Douville ins Französische übersetzt, dessen Übersetzung nach seinem Tode merklich verbessert im Jahre 1661 unter dem Titel: La Fouyne de Seville, ou l'Hameçon des Bourses, in Paris heraus kam. Es erschien nachher auch im Jahre 1726 zu Paris in einer Duodez-Ausgabe in einer neuen Übersetzung unter dem Titel: Les Aventures de Donne Rufine, fameuse Courtisane de Seville. Ein Beweis, dass es auch ausser seinem Vaterlande mit dem verdientesten Beyfalle aufgenommen wurde.

DONNA
RUFINA VON SEVILLA.

ERSTES BUCH.

I. KAPITEL.

Der Anfang dieser Erzählung.

Die Geschichte, die ich hier bekannt mache, enthält die Thaten eines Weibes, das alle Anlagen zur berühmtesten Abenteurerinn seiner Zeit im höchsten Grade besaß. Schlau, gewandt, verwegen, und schön; — das war sie alles. Keine Börse, und hätte sie in der verborgensten Tasche gesteckt, konnte dem Nachschlüssel ihrer List entgehen. Von Kindesbeinen an lebte sie aber

auch schon in einer völligen Zügellosigkeit; denn ihre Ältern, deren Pflicht es eigentlich gewesen wäre, die ersten bösen Keime zu unterdrücken, waren selbst von argem Gelichter, und gingen ihr mit Beyspielen vor, zu deren Nachahmung sie sich nur zu sehr angetrieben fühlte.

Herr Trapaza, der Vater unsrer Heldinn, war auf die Galeere verdammt worden, weil er sich den Jesus - Christus - Orden selbst verliehen hatte, ohne die Proben abgelegt zu haben, nach welchen allein Seine Majestät diesen Orden ertheilen dürfen. Er hatte diesen Streich gespielt, um bey Hof' als Ritter seinen Schnipps unbekter schlagen zu können. Herr Trapaza war ein loser Wicht; und seine vieljährige Erfahrung hatte ihn zum Meister in seiner Kunst gemacht. Er unterhielt ein Weib, das man Donna Stephanie nannte, und dem er hundert gegründete Ursachen zur Eifersucht gab. Die gute Frau ward endlich überdrüssig, zeigte seine Schelmenstreiche dem Gericht' an, und der Herr Ordensritter mußte an die Ruderbank. Man theilte ihn der Escadre *Spanien* zu, und er

kam mit der übrigen Gesellschaft wohlbehalten im Hafen S. Maria an.

Trapaza war diese Lebensart gar nicht gewohnt, und both allen Kräften auf, um sich in Freyheit zu setzen; er versucht' es mit einer Feile, aber — nur etwelche Züge waren vonnöthen, und Trapaza wäre frey gewesen — da ward er ertappt. Der Versuch kam ihm theuer zu stehen, denn Arbeit, und Schläge wurden verdoppelt, und von der schmalen Kost ward ihm ein Drittel abgezogen.

Obschon nun Donna Stephanie eben nicht von besonders weichem Herzen war, so fühlte sie doch mit ihrem Trapaza Mitleiden. Die beste Art, dachte sie, das Unrecht, das sie ihm angethan, wieder gut zu machen, wäre, ihn zu heirathen, wenn seine Strafzeit vorüber seyn würde. Was sie zu diesem Entschlusse vollends bestimmte, war das Töchterchen, das sie von ihm hatte, die kleine Rufine, von der wir so manches hören werden. Mit diesem Entschlusse reiste sie denn nach Sevilla, wo sie von dem, den sie so unglücklich gemacht, und dem sie gern wieder die Frey-

heit geschenkt hätte, leichter etwas zu erfahren hoffte.

Donna Stephanie hatte einen reichen Genuesser geerbt, dessen Wittwe sie war; sie lebte daher in aller Gemächlichkeit. Die ganze Stadt hielt sie für eine Frau von Stande, denn sie ging immer prächtig gekleidet, und ihr Haus war kostbar eingerichtet; indessen blieb doch ihre Geschichte nicht lange verborgen, und ihre besten Freundinnen brachen die ersten wider sie los, als sie hörten, zu welcher Unmenschlichkeit sie ihre übertriebene Eifersucht verleitet hätte.

Stephanie hielt auf Ehre, und sah sich also bald gezwungen, ihre Einrichtung zu verkaufen. Diese trug ihr keine geringe Summe ein; sie nahm ein Paar Mädchen zu sich, miethete einen Wagen, und wanderte so nach der berühmten Stadt Sevilla. Hier konnte sie den Tag, der Trapa-za von seiner Ruderbank befreyen sollte, kaum erwarten. Endlich kam er doch herbey, und da Stephanie erfahren hatte, daß das Schiff im Hafen S. Maria eingelaufen sey, fuhr sie ohne alles Geräusch

dahin ab, und verbarg den neuen Bekanntschaften, die sie gemacht hatte, den Grund ihrer Abreise aufs sorgfältigste.

Bey ihrer Ankunft erfuhr sie alsobald, daß ihr geliebter Trapaza wohlbehalten angekommen sey, daß er sich in die Gunst des Generals zu bringen gewußt, und endlich gar ein Ämtchen erhascht habe, durch das er vom Rudern los gesprochen sey. Bey dieser Begünstigung war er des Seelebens so gewohnt geworden, daß er eben nicht mehr viel daran dachte, davon los zu kommen. Indessen verlor Stephanie keine Zeit, ihn los zu bringen, bath dringend, und sparte kein Geld, um ihn zu erhalten. Trapaza, der gar nicht wußte, was man unterdessen für ihn gethan hätte, wunderte sich nicht wenig, als er hörte, daß man seine Freyheit ansuche; denn er war bescheiden genug, um sich gar nicht einfallen zu lassen, daß irgend jemanden an ihm gelegen seyn sollte. Nun war aber alles schon abgethan; man nahm ihm die Ketten ab, und sagte ihm, er könne nun gehen, wohin es ihm gefiele, ohne daß er noch im mindesten muthmaßen konnte,

wem er diese Wohlthat zu danken habe. Es nahm ihn um desto mehr Wunder, da er wohl wußte, daß man sonst immer Ursache findet, die Gefangenen zurück zu behalten, wenn auch ihre Strafzeit verstrichen ist.

Über allen Ausdruck aber war sein Erstaunen, als er Stephanien erblickte, und erfuhr, daß er nur ihren Bemühungen seine Freyheit zu danken hätte. Er fiel ihr um den Hals; sie drückte ihn an ihre Brust; beyde weinten, und aller Groll war aus ihren Herzen gewichen. Doch quälte es ihn nicht wenig, daß er sie nun in einem Aufzug' erblickte, der von jenem, in dem er sie zu Madrid verlassen hatte, so verschieden war; denn er wußte nicht, warum sie sich so vermummt hätte, und nun, in Gegenwart der Officiere, die sie hinführt hatten, und die sie nothwendig über Mittag bey sich behalten mußte, war es auch nicht der Ort, ihm das Räthsel aufzulösen. Diese entfernten sich nachher, und Trapaza blieb im Wirthshause bey seiner Vielgeliebten in voller Freyheit. Hier erneuerten sie nun alsobald in ungestörter,

zeugenloser Freude ihre alte Liebe. Trapaza dankte ihr tausend Mahl für allen Kummer, den sie um ihn gelitten, und für ihre rastlose Bemühung, ihn von seinem grausamen Zustande zu befreien; und Stephanie bath ihn tausend Mahl um Vergebung, daß sie sich so unbarmherzig gerächt hätte, und versprach ihm, dieses Unrecht durch eine förmliche Ehe gut zu machen, zu der sie sich nun desto bereitwilliger fand, da sie das Töchterchen, und Geld genug hatten, um sich anständig durchzubringen.

Man mag sich einbilden, wie willkommen dem armen Schelme dieser Antrag war; denn er war gegenwärtig nicht nur von allem Besitz' entblößt, sondern er hatte auch nicht die geringste Aussicht, etwas auf eine ehrbare Art erwerben zu können. Es blieb ihm also nichts übrig, als seiner edlen Stephanie auch für diese Wohlthat um den Hals zu fallen, und ihr zu äufsern, wie inbrünstig es ihn verlange, sein Kind wieder ein Mahl zu sehen. Auch Stephanie war ihrerseits voll Vergnügen, daß ihr Geliebter so schöne Gesinnungen

hegte, und schenkte ihm ein saubres Alltagskleid, das sie für ihn hatte verfertigen lassen. Den nächsten Morgen reisten sie nach Sevilla zurück. Trapaza vergoß Thränen der zärtlichsten Vaterliebe, als er sein Töchterchen erblickte, das nun schon das fünfte Jahr erreicht hatte. Er kam dem Versprechen, das er der Mutter gethan, voller Freuden nach, und heirathete sie im Angesichte der Kirche.

So bald die Ceremonie vorüber war, bezogen die Neuvermählten ein neues Haus, und waren fest entschlossen, auch einen andern Lebenswandel einzuschlagen, als sie bisher geführt hatten. Stephanie überredete sich, so gut sie konnte, daß Trapaza nach einem so langen und beschwerlichen Leben klüger geworden, und seinen ehemaligen Hang zur Ausschweifung, die ihm eine so harte Buße zugezogen hatte, abgelegt haben würde. Sie sah ihm nach einem anständigen Ämtchen um, damit er doch einige Beschäftigung hätte, und überdies auch durch seine Arbeit einen kleinen Beytrag in die Hauswirthschaft liefern könnte. Aber eine so arge Gemüthsart läßt

sich kaum mehr bessern. Trapaza stellte sich zwar ein Weilchen an, als ob er auf seine Frau horchte, und spielte den Eingezogenen, aber er ward es bald müde, dem wahren Triebe seines Herzens einen so drückenden Zwang anzuthun.

Sein Ämtchen verfah er so nachlässig, daß er bald abgesetzt war; und nun blieb ihm keine andere Beschäftigung mehr übrig, als daß er sich täglich bey den Spielgelagen, bey öffentlichen Schauspielen, und an anderen Orten einfand, zu denen Wüftlinge und Faullenzer gewöhnlich ihre Zuflucht nehmen. Diese Aufführung gefiel Stephanien gar nicht, indessen da es ihr einzig, und allein um ein ruhiges Leben zu thun war, drückte sie die Augen zu, und suchte sich an ihrem Töchterchen zu trösten, das nun schon in der ganzen Stadt alle Mädchen an Schönheit und Anmuth übertraf.

Der Müßiggang, aus dem gewöhnlich alle Laster, wie aus der Quelle abfließen, zeigte sich an unserem Trapaza in seiner ganzen Gewalt. Er legte sich aufs Spiel, mit all seiner ehemahligen Leidenschaft.

Anfangs war es ihm nur Zerstreung und Vergnügen gewesen; aber es war ihm nun ein Mahl unmöglich, sich lange in den Schranken zu halten; er wagte bald alles, was er hatte, und als er nichts mehr hatte, fing er allmählig an, die ganze Einrichtung seiner Frau aufzuräumen.

II. K A P I T E L.

Es wird immer ärger.

Stephanie ward zu bald gewahr, daß ihr vieles vom Hausgeräth' abginge, und war eben so wenig lang' über den Dieb in Zweifel. Zu was konnte sie sich in dieser betrübten Lage nun entschliessen? — Zum Weinen, und Wehklagen? das blieb ihr einzig, und allein übrig: denn wenn sie über den Urgrund ihres Unglücks nachdachte, hatte sie nur immer sich selbst alles vorzuwerfen. Der leichtsinnige Trapaza konnte sie nicht ungerührt weinen sehen;

er schwor ihr Besserung, aber es war in den Wind. Seine Spielwuth nahm täglich zu, und er trieb es so weit, daß er in vier Jahren alles verkauft und versetzt hatte, was im Hause noch Gutes übrig geblieben war.

In dieser äußersten Noth suchte er unablässig alle möglichen Mittel hervor, um sich doch in etwas zu behelfen. Er würde es nicht ungern gesehen haben, wenn seine zärtliche Stephanie den letzten Rest ihrer Reitze auf Zinsen zu bringen gesucht hätte; aber die gute Frau härmte sich über das Betragen ihres undankbaren Mannes so sehr, daß sie bald außer Stande war, das Hauswesen zu besorgen, und der kleinen Rufine gerade zu der Zeit, als sie es am meisten bedurfte, die nöthige Erziehung zu geben.

Das Mädchen war nun schon zwölf Jahre alt, und zeigte außerordentlichen Hang zu einem ausgelassenen Leben: mitten in der Unordnung des väterlichen Hauses wuchs sie ohne alle Bildung heran. Den ganzen Tag über bemengte sie sich schlechterdings mit nichts als mit den Vorüber-

gehenden, und versuchte unablässig, wie sie sich am Vortheilhaftesten zeigen könnte. Ihr ganzes Benehmen zeigte nur zu deutlich, was sie künftig werden würde.

Stephanie war nun zur äußersten Dürftigkeit herab gebracht; ihr Unglück drückte sie schwer nieder, und endlich unterlag sie. Sie ward krank, und verschied nach einem Jahre voll grausamen Leiden, gemartert von inneren Vorwürfen und bitterer Reue. Sie ward sehr einfach bestattet, denn Trapaza war außer Stande, ihrer ehelichen Liebe einen anderen Zoll zu bringen, als Wehmuth. Er empfand ihren Tod tief, und erkannte seinen Verlust nur zu spät. Die trostlosen Umstände, in denen er sich befand, verdoppelten seinen Kummer; nun sah er nur zu wohl ein, wie gut und bequem er seine übrigen Lebenstage würde haben zubringen können, wenn er den liebevollen Ermahnungen seiner Gemahlinn gefolgt hätte; aber alles war durchgebracht.

III. K A P I T E L.

Es erhebt sich allmählig ein günstiger Wind.

Der einzige Trost, der ihm übrig blieb, war die täglich mehr aufblühende Schönheit seiner Rufine; auf sie bauete er nun alle seine Hoffnung. Er hielt sie für reizend genug, um ihm einem Eidam zu verschaffen, der ihn vor Noth schützen könnte. Er hing bald mit ganzer Seele an diesen labenden Bildern der Zukunft, und vertiefte sich in das Spiel seiner schwärmenden Einbildungskraft so sehr, daß er sich wirklich schon für reich hielt, und auch seine Lebensart darnach einrichtete. Im größten Elende konnt' er also doch nicht unterlassen, die Spielgelage wieder zu besuchen; nicht aber, um selbst mit zu spielen, denn er hatte nichts mehr, auf das er wetten konnte, sondern um einige Baratten zu erhaschen, mit denen er selbst ehemahls so verschwenderisch gewesen war. Diese Geschenke pflegt der großmü-

thige Spanier den Zusehern zu geben, wenn er einen beträchtlichen Gewinn gemacht hat, und diese sind auch das gewöhnliche Einkommen derjenigen, die sich im Spiele zu Grunde gerichtet haben.

Da sich Herr Trapaza gewöhnlich zu Hause nicht lang' aufhielt, hatte sein Töchterchen freye Hand, ihren bösen Neigungen nach Herzenslust anzuhängen. Sie kam den ganzen Tag über nicht vom Fenster, und die jungen Herrchen der Stadt spazierten unablässig die Strasse auf und nieder. Der Vater wußte wohl, was vorging; er ließ sich aber gar nicht in den Sinn kommen, einen Strich durch die Rechnung zu machen, denn das Mädchen konnte sich auf diese Weise bequem einen Liebhaber erjagen, und das Väterchen konnte sich vielleicht in Ruhe setzen. Er ging so weit, daß er diesen Weg für den anständigsten hielt, um zu seinem Zwecke zu gelangen. In dieser süßen Hoffnung ließ er ihr also volle Freyheit; sein Vorhaben gelang ihm auch besser, als er je hätte vermuthen können.

Unter Ruffinens Anbethern war einer,

den man für sehr reich hielt, und den ihre Reitze über und über verstrickt hatten. Stephanie hatte den Titel *Donna* geführt, den sonst nur Frauen von Adel zu führen pflegen; ihre Tochter hielt es also für räthlich, diesen Titel ebenfalls anzunehmen. Der Freyer war ein ansehnlicher Mann, der Geschäfte von Peru besorgte, und über dieß mehr in Ruf' und Credit', als in Gelde stand. Er war nahe bey den funfzig. Obschon er erfuhr, daß seine Geliebte keinen andern Reichthum, als ihre Schönheit, befäße, und obschon er vorsehen konnte, daß ihm die Erhaltung ihres bequemen Vaters zur Last fallen würde, so ließ er doch nicht ab, sie zu lieben, und ernstlich um sie zu werben, so, wie sie war: denn wenn die Liebe einen Graubart in ihr Netz kriegt, so hat er immer sehr lange zu thun, bis er sich heraus beißt.

Laurenz von Saravia, so hieß der alte verliebte Ritter, gerieth in eine solche Liebeswuth, daß die Heirath in acht Tagen geschlossen und vollzogen war. Er war ein Mann voll Ehre, und machte sich denn ein wahres Vergnügen daraus, den

Vater seiner theuren Gemahlinn nach Würden zu bedienen; er nahm ihn zu sich ins Haus, und bewirthete ihn, wie dieser nur immer hatte wünschen können. Die ersten Tage gingen unter tausend Ergetzungen hin: Saravia gab seiner Gemahlinn eine beträchtliche Anzahl Kleider und Juwelen: indessen ging es nicht täglich so. Er hatte sie nach ihrem Stande ausgestattet; als ein kluger und mäßiger Mann war er aber kein Freund eines übermäßigen Aufwandes, und schlang hiermit seinen Beutel in einen Knoten. Nach dieser Laune nun wollte sich Rufine ganz und gar nicht bequemen; denn sie hätte diese Pracht gern fortgesetzt, und es den Frauen vom höchsten Range gleich gethan. Sie fing also bald an, ihren gutmüthigen Saravia zu verachten, und betrachtete ihn als einen filzigen Indianer, der sich um sein Geld kümme, und übrigens nichts auf Erden zu schätzen wisse.

Saravia wufste, daß sein Schwiegervater ein zügelloser Spieler wäre, und konnt' es also nicht wagen, seiner Frau sein Geld anzuvertrauen, so wenig er in den häus-

lichen Ausgaben mit Zuversicht auf ihre Redlichkeit bauen konnte.

Trapaza, den nichts von seiner Spielsucht zu heilen im Stande war, sah bald, daß er sich mächtig verrechnet hätte; denn er hatte von der Heirath seiner Tochter nicht mehr und nicht weniger erwartet, als daß nun sein Spielfäckel immerfort bis oben gefüllt seyn würde. Rufine sah, daß sich ihr Mann ganz und gar in seine Geschäfte vergrabe, und ging denn alle Morgen unter dem Vorwand' einer neuntägigen Andacht aus, die sie Gott versprochen hätte, damit er sie mit einem Kinde segne. Der wahre Grund aber dieser Spaziergänge war, um in den Kirchen und auf der Straßse hier und da eine Eroberung zu machen.

VI. K A P I T E L.

Neue Art, ein Geschenk zu machen, und es wieder zurück zu bekommen.

Der Sohn eines Bürgers von Sevilla, Namens Robert, war der erste, der an der Angel hangen blieb. Er war einer der ausgelassensten Jungen seiner Zeit, und um mit einem Worte alles zu sagen, er war mit dem ehrwürdigen Trapaza von demselben Gelichter. So ehrfame und tugendliebende Leute auch seine Verwandten waren, so war doch er nichts desto weniger ein unverbesserlicher Wicht, und zu allen heillosen Unternehmungen aufgelegt. Er war über dieß wohl gebildet, und wußte sich allerdings zu benehmen, als ob er ein Mann von Belange wäre: es kostete ihn daher wenig Mühe, bey Rufinen Gehör zu finden, und sein Glück zu machen; denn sie hoffte, beträchtliche Unterstützung ihrer Eitelkeit und ihres Aufwandes, der bis zur Raserey ging, aus ihm zu saugen.

Sie war auch mit ihren Forderungen eben nicht lange zurückhaltend, und das erste, das sie von ihm verlangte, war ein ähnliches Kleid, wie eine Donna, die in ihrer Nachbarschaft wohnte, trug. Konnt' er wohl als ein feuriger Liebhaber Anstand nehmen, diesen Wunsch zu erfüllen? — Der Preis, den sie auf die Befriedigung ihres Wunsches gesetzt hatte, war nicht mehr und nicht weniger, als die Befriedigung des seinigen. Er hatte öfters damit geprahlt, daß er einer aus den reichsten Jungen der Stadt sey, er gab ihr also ohne Weiteres sein Wort, ihrem Verlangen nachzukommen; er versprach ihr, daß an der Stelle daran gearbeitet werden solle; da es ihm aber an Geldvorrathe mangelte, mußt' er zu einer List Zuflucht nehmen.

Unverschämt, wie er war, ging er gerades Weges zur Donna, die das schöne Kleid besaß, hin; er kannte sie seit langer Zeit, und ersuchte sie, ihm das Kleid auf einige Tage zu einer Komödie zu leihen, die in einem Kloster vorgestellt werden sollte. Man konnt' es ihm nicht wohl

verfagen, und er schickte es nun nach drey Tagen durch einen Bedienten, in grünen, mit Franzen besetzten Schleyer eingeschlagen, zu Rufinen hin. Rufine war über die Genauigkeit ihres Liebhabers ganz entzückt, liefs es auch ganz und gar nicht am Beweif' ihrer Dankbarkeit fehlen, und bezahlte das reiche Kleid bey der nächsten Gelegenheit, die sich anboth, auf Kosten des armen Saravia.

Nachdem sich die beyden Geliebten von ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit hinlänglich überzeugt hatten, trennten sie sich, und jedes sann auf ein schickliches Mittel, sich aus der Verlegenheit zu reiffen, in der es sich befand. Die Schöne mußte sich darauf gefaßt machen, daß ihr Herr Gemahl über die Art und Weise, wie sie zu diesem Kleide gekommen sey, Rechenschaft fordern werde, und der Liebhaber mußte bey der Donna, von der er es geborgt hatte, Red' und Antwort geben.

Rufine wußt' es mit glatten Worten dahin zu bringen, daß ihr Saravia aufs Wort glaubte, sie hätte das Kleid von einem Verwandten, der in Madrid wohnte, zum

Geschenk' erhalten. Der gute Mann hatte einen zu hohen Begriff von der Tugend seiner Frau, und steckte zu tief in seinen Geschäften, als daß er sich nicht mit jeder Antwort hätte zur Ruhe geben sollen. Nun hatte sich aber Robert noch aus der Klemme zu helfen: es blieb nichts übrig, als daß er das Kleid auf eine bequeme Art wieder aus Rufinens Händen zu bringen suchte.

Saravia kannt' ihn nicht von Person, wie er denn überhaupt wenig Bekanntschaften in der Stadt hatte; das war nun schon genug, um die Bahn zu brechen. Er ging also vier Tage darauf, als Bedienter gekleidet, zur Mittagszeit hin, und ließ sich melden. Man hieß ihn eintreten; er machte seinen Bückling, und sagte, er sey der Bediente jener Donna in der Nachbarschaft, von der die gnädige Frau vor einigen Tagen ein Kleid entlehnt hätte. Saravia wußte nicht, was er von der Sache zu denken hätte, und sah seine Frau an. „Was für ein Kleid verlangt der Mensch,“ fragte er? — „Was für ein Kleid verlangt der Mensch,“ fragte er noch ein Mahl; denn

Rufine, die Roberten, wie sich von selbst versteht, an der Stelle erkannt hatte, war weifs geworden, wie Kreide, und konnte, Trotz ihrer gewöhnlichen Geistesfamm- lung, nicht eine Sylbe vorbringen. — Sa- ravia staunte, und Robert stand unverän- dert da, wie ein Lackey. Sie faßte sich aber doch bald, und sagte: „Komm’ er doch morgen früh wieder; dann soll ers haben.“ Robert machte wieder einen Bück- ling, und versicherte, seine Gebietherinn hab’ ihm aufs Strengste eingebunden, ja nicht ohne das Kleid nach Hause zu kom- men. „Sie ist zu einer Taufe gebethen,“ fuhr er fort, „und könnte ohne dieses Kleid nicht dabey erscheinen. Euer Gnaden sind aber zu edeldenkend, als dafs Sie eines ar- men Bedienten augenscheinliches Unglück verlangen sollten.“

Nun hatte sie Zeit genug gewonnen, um sich vollends zu ermannen, und aus ihren Augen funkelte schon der Triumph ihres weiblichen Scharffsinnes. „Wer bürgt mir aber dafür,“ sprach sie, „dafs er wirklich ein Bedienter dieser Frau ist, und dafs sie ihn wirklich um das Kleid geschickt hat?

Ich habe keinen Beweis, und könnte durch meine Voreiligkeit Verdruss haben." Der verschlagne Bediente wußte zu wohl, mit wem er zu thun hätte, als daß er sein Werk hätte beginnen sollen, ohne zuvor jeden möglichen Umstand erwogen zu haben. Er antwortete also ganz entschlossen: „Gnädige Frau, Ihre Vorsicht ist ganz trefflich; aber das Kleid, das Ihnen meine Gebietherinn geschickt hat, ist von schneeweissem Stoffe, mit grünen Guirlanden besetzt, unter denen hier und da eine halb offene Rosenknospe hängt: heute sind es gerade sieben Tage, daß Sie es empfangen haben; es war in grünen, befransten Schleyer eingeschlagen." Saravia, der dem Spiele nicht länger mehr geduldig zusehen konnte, und es für einen albernen Streich gehalten hätte, wenn man bey einer so umständlichen Beschreibung noch dem geringsten Zweifel hätte Platz geben wollen, unterbrach ihn, und sagte: „Liebes Weibchen, du siehst ja, daß die Sache ganz klar ist; weil er so dringend fordert, muß es die Donna auch dringend vonnöthen haben, wie er sagt. Wenn du

deinen Platz nicht gern verlassen willst, so gib mir den Schlüssel zum Kasten, wo es eingesperrt ist, ich will es selbst hohlen." Rufine konnte kein Wort mehr entgegen sagen, und stand auf; aber sie meinte vor Ingrimm zu vergehen; sie riß das Kleid wie Lumpen heraus, wickelte es in den Schleyer ein, warf es Roberten zu, und sagte mit verbissner Wuth: „meine Empfehlung an Donna Eleonore: Sie möchte mir vergeben, daß ich es ihr nicht früher zurück gestellt habe; aber die Schuld war nicht mein, denn ich habe die Person, die mich, es zu entlehnen ersuchte, um sich ein ähnliches machen zu lassen, seither noch nicht gesehen." Der frohe Bediente machte wieder eine Verbeugung, trug sein Bündel fort, und verließ die beyden Eheleute in einer gar jämmerlichen Stellung.

V. K A P I T E L.

Ein Beyspiel weiblicher Rache. Eingang.

Nach einigen Minuten ermangelte Saravia nicht, seine Frau zur Rede zu stellen, warum sie das Kleid ausgeborgt hätte: sie antwortete ihm, daß sie es, auf Verlangen einer Freundin gethan, die ein ähnliches Kleid zu haben gewünscht hätte. „Ey, ey,” brummte der redliche Saravia, „warum hast du mir aber vor einigen Tagen gesagt, daß es dein eigen wäre, und daß du es von einem Verwandten aus Madrid zum Geschenk’ erhalten?” — „Ja lieber Mann, ich hätte mein Geheimniß nicht ausplaudern sollen.” — „Aber,” erwiederte Saravia, „mir hättest du es doch vertrauen können, der ich mich um solche Dinge gewiß nicht bekümmre, und bey dem sie zuverlässig bleiben: besonders, da ich dich am Ende doch auf der Lüge ertappen mußte, wenn das Kleid wieder

fort war.“ — „Das hättest du aber nicht, liebes Männchen,“ sagte Rufine; „du bist zu sehr mit deinen Geschäften befangen; auf das verließ ich mich auch.“ „Ja wenn das ist,“ sprach Saravia, „so hast du gut gerechnet, du loses Vögelchen!“ Er lachte, und ging seine Wege.

Unterdessen glühte Rufine vor Rachsucht gegen Roberten, ob dem garstigen Streiche, den er ihr gespielt hatte. Seine Ehre um eines Undankbaren willen zu verlieren, das ist fürchterlich, das ist mordend. Rache war nun einmahl beschlossen, und koste sie, was sie wolle. Sie wählte eines ihrer Mädchen zur Vertrauten, erzählte ihr den ganzen Fall — denn weibliche Seelen enthüllen sich einander ohne allen Rückhalt, — und berathschlagte sich mit ihr, wie die Sache einzuleiten wäre. Sie war aber zu sehr in Eifer gerathen, und hatte ziemlich laut gesprochen, ohne zu erwägen, daß sie jemand behorchen dürfte.

Das Unglück wollte, daß sich ihr Vater unter diesem Gespräch' im Nebenzimmer befand: er hörte ein heftiges Gespräch,

und da Vorwitz nicht eben der geringste seiner Fehler war, hielt er das Ohr an das Schlüßelloch. Da er den Liebhaber wohl kannte, der, wie er, ein fleißiger Kunde der Spielgelage war, dacht' er sich: „Nein! so einen Schimpf soll man meinem Blute nicht ungerächt angethan haben!“

So bald er nun Roberten begegnete, redete er ihn trotzig an, und erklärte ihm ganz kurz, daß er ihn, mit dem Degen in der Faust, einer Sache wegen treffen wolle, die er ihm an Ort und Stelle entdecken werde. Robert ließ sich nicht zwey Mahl heraus fordern, und folgte ihm an einen abgelegenen Ort außer der Stadt, wo ihm Trapaza ohne Umschweife den Grund der Herausforderung entdeckte. Alsobald legten sie Hand an den Degen, und schlugen sich als herzhafte Leute. Endlich, nachdem sich ihre Tapferkeit lange das Gleichgewicht gehalten hatte, unterlag Trapaza, der auf seine Überlegenheit zu sehr pochte. Der Stich ging mitten durch sein altes Herz, und er verschied, ohne nur einen Augenblick auf sein Seelenheil denken zu können. Robert ergriff die Flucht,

und die Leiche des seligen Trapaza ward in das Haus seines Eidams getragen, wo man ihn mit Freuden und Schmerzen aufnahm. Einerseits hatte Saravia das Vergnügen, sich künftig von der nicht geringen Last des Unterhalts befreyet zu sehen, andererseits aber den Kummer, seinen Beutel zur Bestattung des Helden aufdrehen zu müssen.

Rufine liefs es an Thränen und Seufzern nicht fehlen, wie es einer gutherzigen Tochter ziemt. Sie wimmerte, und ächzte, und schien untröstlich, denn sie hatte nun auf Erden niemanden mehr, als einen Mann, den sie nicht liebte. Saravia hingegen hielt sich nun für den glücklichsten Mann unter der Sonne, dafs er ein so junges und schönes Weibchen befäse; aber für ihn war sie nur zu schön, und zu jung. Das Verhältnifs der Jahre, einen der wichtigsten Punkte, wenn von einer Heirath die Rede ist, hatte man bey dieser gar nicht in Erwägung gezogen.

Wenn auch Rufine bey ihren Verwandten immer in einiger Einfalt und Sittsamkeit behandelt worden wäre, so hätte

doch die Verachtung, die sie gegen ihren Mann hegte, dazu ihr Hang zur Pracht, und ihr Haß gegen Roberten, die Bankrute ihrer Eingezogenheit und der geheiligten Fessel des Ehestandes unvermeidlich nach sich gezogen. Ihre eheliche Treue hatte schon eine Bresche erhalten, und so folgten nun die übrigen Schritte von selbst. Es war beschlossen, ihre Reitze sollten auf Zinse gebracht werden. Besonders schwebte ihr der Schimpf, den sie von Roberten erlitten, und seine Treulosigkeit, unablässig vor den Augen; sie konnte nicht leben, ohne ihre Rache gekühlt zu haben. Da sie aber eines fremden Armes dazu bedurfte, ging all ihr Bestreben nach einem Liebhaber, der Muth genug hätte, dieses Abenteuer für sie zu bestehen. Die Gelegenheit war nicht fern.

VI. K A P I T E L.

Fortsetzung.

An einem von den Freytagen, die von Ostern bis Pfingsten unter einem grossen Zusammenlaufe des Volkes gefeyert zu werden pflegen, setzte sich Rufine zu Triana, einer Vorstadt von Sevilla, durch welche der berühmte andalusische Fluß Guadalquivir flieset, auf einen mit schönem grünen Laubwerk' über und über gezierten Kahn, um zu dieser Feste hinunter zu fahren. Ihr Gemahl hatte die Aufsicht über sein Weibchen einer bewährten Nachbarinn anvertrauet, die er für eine der tugendhaftesten Frauen von der Welt hielt. In diesem wohlmeinenden Urtheile hatte sich aber der gute Mann gar gewaltig betrogen, denn sie verdiente diese besonders gute Meinung ganz und gar nicht. Sie miethete für sich, für Rufinen, und zwey andere Freundinnen, die von der Gesellschaft seyn sollten, eine Barke;

der Schiffer wollte aber die günstige Zeit recht benützen, und nahm noch verschiedene andere Personen mit in die Barke. Unter diesen war ein junger Mensch, der so eine Gelegenheit hatte ablauern lassen, und dem sie seine Kundschafter auch alsobald entdeckt hatten. So bald er in die Barke gesprungen war, enthüllte Rufine allmählig ihr Gesicht, das dem jungen Herrn Felician alsobald in die Augen fiel. Er stutzte über diese ungewöhnlich schöne Erscheinung, nöthigte einige seiner Freunde, die am Ufer des Flusses standen, sich mit einzuschiffen, und bezahlte den Schiffer sehr freygebig.

Sie waren nun alle eingestiegen, und Felician nahm seinen Platz dicht neben Rufinen, um ihre Bekanntschaft machen zu können. Er war der einzige Sohn eines reichen Edelmannes, der sein Glück in Indien gemacht hatte, und der ihm freye Hand ließ, mit seinem Vermögen zu schalten: er mißbrauchte aber das Vertrauen seines Vaters, und ließ sich in außerordentlichen Aufwand ein; es konnte nicht fehlen; das unermessliche Vermögen des

Vaters mußte in kurzer Zeit einschmelzen. Er war einer von den verwegensten Spielern; er wendete ungemein viel auf das Frauenzimmer, und stand mit allen ausgelassenen Gesellschaften, die in einer so großen Stadt nie in geringer Anzahl sind, in genauer Verbindung. Über dieß war er ein Freund aller halsbrechenden Abenteuer, die er gleichsam aufzufuchen schien.

Felician saß nun bey Rufinen, indess sich seine Begleiter unter die übrigen Damen vertheilten. Die Fahrt konnte nicht lange dauern; jeder suchte also seine Zeit so gut als möglich zu benutzen.

Das Schiff stieß vom Ufer, und war schon bey einer halben Meile davon entfernt, ohne daß man es gewahr worden wäre; denn der Schiffer war gut bezahlt worden, und wußte, was er zu thun hätte. Felician hatte schon zu viele weibliche Abenteuer bestanden, als daß er nicht bey Rufinen den nächsten und ebensten Weg hätte einschlagen sollen. Er verlor keinen Augenblick: er überredete sie von seiner Liebe auf eine so angenehme und gewinnende Weise, daß sie sich nicht

lang' unempfindlich erhalten konnte. Das Gespräch ward immer wichtiger; er drang immer heftiger und lieblicher ein; er be-theuerte, er bath, er schwieg, und brach wieder in einen Strom von Beredtsamkeit aus. Nachdem sie sich so wechselseitig in die Enge getrieben hatten, wurden sie auch allmählig vertraulicher: Rufine entdeckte ihm ihren Namen, ihre Wohnung, und liefs sich nach und nach in die vollständige Beschreibung ihres Mannes und ihrer kleinsten häuslichen Umstände ein. Daß diese Schilderey ihrem Saravia nicht eben sehr schmeichelhaft gewesen seyn mag, versteht sich von selbst. Eben so offenhertzig gab sich auch Felician zu erkennen.

Der ganze Nachmittag ging unter der näheren Gründung ihrer Bekanntschaft hin, und Rufine war es sehr zufrieden; denn Felician sollte ihr, wie gesagt, in doppelter Rücksicht dienen; er sollte sie an dem tückischen Robert rächen, und über dieß ihre übermäßigen Ausgaben bestreiten. Der Weg war nun einmahl ziemlich gebahnt; wir wollen sehen, wie sie ihre Absichten zu erreichen wufste.

Von diesem Tag' an besuchte Felician emsig Rugins Gasse, und ging zu den Stunden, zu welchen ihr Gemahl nach ihrer pünktlichen Beschreibung nicht zu Hause war, an ihren Fenstern auf und nieder. Rufine war nicht so flink und genau; sie hatte auch ihren guten Grund, denn Roberts Treulosigkeit brannte noch immer wie ein helles Stücklein Kohle in ihrem Herzen, und wollte nicht verlöschen. Wer konnte Felician an der Stirne lesen, ob er nicht eben so ein Wicht sey? Ein für alle Mahl' aber hatte sie beschloffen, daß er ihre Schwelle nicht eher betreten sollte, bis er sie nicht durch wiederholte Beweise von seiner Freygebigkeit überzeugt hätte. Nach diesem Grundsatz ihres Benehmens war es ihm nun desto leichter, seinen Zweck zu erreichen, denn er war die ganze Zeit seines Lebens der Verschwendung ergeben gewesen, und wollte bey dieser Gelegenheit sich selbst übertreffen. Er setzte denn die geschicktesten Schneider, die sinnreichsten Sticker, die geschmackvollsten Putzhändlerinnen, und Juweliere in Bewegung; eben so unab-

lässig ward an Spitzen, Tapeten, und dergleichen gearbeitet, ohne zu zählen, wie hoch ihn jeder Schmaus, jeder Ball, den er ihr zu Ehren gab, zu stehen kam, so, daß es Rufine wider ihr Gewissen gehalten hätte, seiner Großmuth länger zu widerstehen, und ihn noch erbärmlicher schmachten zu lassen. Sie gab seinem Andringen nach, und widerstrebte nicht länger. Sonst pflegt immer bald Sättigung auf den Genuß zu folgen; hier aber hatte die Regel eine Ausnahme. Rufine war eine solche Meisterinn ihrer Kunst, daß Felicians Leidenschaft mit jedem Tage wuchs, und endlich zur heftigsten Feuersbrunst aufschlug, die jemahls in einem Herzen angelegt worden war.

Unterdessen hatte Robert im Spiel' eine beträchtliche Summe gewonnen, und kleidete sich wie der vornehmste Cavalier; denn er war überhaupt so unglücklich, alle möglichen Bedürfnisse zu fühlen, die der Börse übel zu stehen kommen. Er war hierin von den gewöhnlichen Spielern ganz unterschieden, die ihre Kleidung und alles Übrige zu vernachlässigen pflegen, und

einzig und allein ihrer Leidenschaft nachhangen. Obschon er nun mit einem ununterbrochenen Taumel befangen war, so machte ihn doch Felicians täglicher Spaziergang vor Rufinens Fenstern aufmerksam. Wenn auch Rufinens Andenken in seinem Herzen so sehr verloschen war, daß er täglich durch ihre Gasse schlenderte, ohne sich nur mehr seiner ehemahligen Seufzer und Tändeleien in ihren Armen zu erinnern, so fiel es ihm doch auf, daß er in dieser Gasse so fleißig auf Felicianen stieß. „Das ist ein Abenteuer,“ must’ er sich ganz natürlich denken; „wem mag es gelten?“ — Er läuft das Verzeichniß in seinem Kopfe durch; — sieh da! seiner alten Bekannten, der schönen Rufine. Obschon er ein Wüftling war, ward doch seine Eifersucht rege. Einen Nebenbuhler zu haben, war ihm ein für alle Mahl’ ein Gedanke, der ihn inniglich quälte: die Kette seiner Einbildungskraft war nun im Lauf’, er war in Rufinen plötzlich wieder so heftig verliebt, als jemahls; der Nebenbuhler mußte beyseite geschafft werden; er mußte Rufinens Gunst wieder gewinnen, und komm’

es ihn noch so theuer zu stehen; er mußte die Beleidigung, die er ihr angethan, wieder gut machen, und geh' es, wie es wolle. Er fand es vorerst nothwendig, dieselben Schritte zu thun, die sein Gegner that, um sich für jeden Fall keiner Lauigkeit beschuldigen lassen zu müssen. Ging also Felician des Tags zwanzig Mahle vor Rufinens Fenstern vorüber, so ging Robert vierzig Mahle. Wenn es sich traf, daß sie sich begegneten, kehrten sich ihre Köpfe wie Wetterhähne hinüber.

Rufine brannte vor Ärger, daß dieser Treulose die Unverschämtheit hatte, nach dem unerhörten Schimpfe auch nur den mindesten Gedanken von Vergebung, oder wohl gar von Versöhnung hegen zu können. Hierzu kam noch die Betrachtung, daß ihr neuer Liebhaber die Sache mit schelen Augen ansehen dürfte. Alles dieß flammte ihren Zorn immer heftiger an. Nun dachte sie, sey der Zeitpunct zur Rache gekommen: Felician mußte nun erst zur Ausführung gewonnen werden.

Sie setzte ihm also bey Gelegenheit in den Kopf, daß sich Robert bemühe, ihn

aus ihrer Gunst zu bringen. So bedienen sich die Weiber oft ihrer Liebhaber, um sich an einem dritten zu rächen: fällt der rüstige Held als Opfer, so ist er rühmlich gestorben; das ist sein einziger Lohn.

VII. K A P I T E L.

Ausgang.

Obschon Rufine ihrem Liebhaber die ganze Begebenheit mit Roberten umständlich erzählt, und die erlittne Unbilde mit den lebhaftesten Farben gemahlt hatte, um seinen Unwillen in die größte Bewegung zu setzen, so hatte sie ihm doch, wie sich vermuthen läßt, weislich verschwiegen, was Robert ihrerseits für Gunstbezeugungen erhalten hätte. Denn meistens verweilte sie sich nur bey seinen verwegnen Bemühungen, ihre Gunst wieder zu erlangen, und bey ihrem überhohen Abscheue gegen ihn. Felician konnte nicht lang' anstehen, ihr vollen Glauben bey-

zumessen , denn er hatte den Beweis täglich vor Augen; Robert machte Tag und Nacht vor ihrem Hause die Runde. Um ihn vollends zu empören, erklärte sie ihm, daß sie nichts hindere, ihm, so oft er nur wünschte, Zutritt zu ihr zu gestatten, als diese ungelegene Schildwache. Das hatte die erwünschte Wirkung; nun war er ganz gestimmt, wie sie es nur verlangen konnte. Er war einer von den entschlossensten jungen Leuten in der Stadt, und hatte nun auch alsobald bey allem, was heilig sey, geschworen, daß Robert diesen Frevel nicht ohne die strengste Bezahlung sollte unternommen haben.

Den folgenden Tag schon mußte die Sache abgethan werden. Es ward Mitternacht; Rufine war um diese Zeit schon zu Bette gegangen, und Saravia war mit seinen Geschäften von Peru beschäftigt: auf der Strasse war alles still' und todt. In der nächsten Kirche hatt' es eben die Stunde geschlagen, als Felician die Strasse herauf kam. Er ging ganz leise, und hörte schon von fern etwas auf den Pflastersteinen klappern. Es kam näher, und war niemand als

Robert. So bald ihn Felician erblickte, rief er ihn bey seinem Nahmen, und, um alles Getöse zu vermeiden, führt' er ihn in ein gar schmahles Gäßchen an Saravia's Hause.

Zum Unglücke standen sie gerade unter dem Fenster von Saravia's Cabinette still', in dem dieser eben, wie gesagt, beschäftigt war. Nun nahm Felician das Wort, und sprach: „Mein Herr Robert, ich habe mehrere Tage her bemerkt, daß Sie diese Strasse mit gar zu vieler Emsigkeit zu besuchen pflegen. Ich ließ mirs angelegen seyn, den Grund dieser auffallend häufigen Besuche zu erfahren, denn es wohnen hierum sehr viele verdienstvolle Damen, die Sie hierher ziehen konnten. Ich habe nun entdeckt, daß Ihre Nachtwache der Donna Rufine gilt. Ich habe diese Vermuthung vollkommen bestätigt gefunden: sowohl meine eignen Augen, als das Zeugniß von Rufinens Hausgefinde, das Sie mit Geschenken überhäufen, um sich bey der Donna selbst einzuschmeicheln, haben die Wahrheit vollkommen bewiesen. Es ist schon lange her, daß ich die Erlaubniß

habe, sie zu besuchen. Ich hab' ihre Gunst durch einige Dienste gewonnen, die ich ihr leisten zu können das Glück hatte, und ich habe selbst die höchste Gunstbezeugung um sie verdient. Ich bin nicht der Mann, der sich mit seinem Triumphe zu brüsten pflegt; aber ich sehe mich nothgedrungen, Ihnen diesen geheimen Umstand zu vertrauen, damit Sie Ihre Bemühungen nicht vergebens fortsetzen; ich hoff' auch, daß Sie meine Offenherzigkeit nicht missbrauchen, sondern das Geheimniß verschwiegen halten werden, wie es einem Manne von Ehre ziemt. Wie gesagt, der einzige Grund, der mich bewogen hat, Ihnen meine Liebe, und die Vortheile, die sie mir gebracht hat, zu entdecken, ist, daß ich Sie überzeugen möchte, wie sehr Sie sich in Ihrer Hoffnung täuschen. Wenn Sie Ihre täglichen Spaziergänge abubrechen belieben, werden Sie sich manchen Verdruss, und mir die Mühe ersparen, dieses Benehmen auf eine andere Art ahnden zu müssen."

Robert hörte Felicians Anrede mit äußerster Aufmerksamkeit und Gelassenheit

an. Unterdeffen hatte aber Rufinens Gemahl auf der Gasse sprechen gehört, hatte sich leise an das Fenster geschlichen, und das ganze Gespräch vernommen. Wie ihm bey der Sache zu Muthe gewesen seyn mag, wird man wohl selbst vermuthen können. Jedes Wort, das er hörte, schlug ihm eine tödtliche Wunde; er lehnte sich leise auf den Rand des Fensters, um auch Roberts Antwort eben so deutlich zu vernehmen. „Felician,” antwortete Robert: „es nimmt mich gar nicht Wunder, daß Sie meine Bemühung, Rufinens Gunst zu gewinnen, in Acht genommen haben, da Ihnen die Sache so nahe am Herzen liegt, wie Sie mir erzählen. Da Sie aber die Dame so reich am Verdiensten finden, da Sie selbst so ganz an ihr hängen, werden Sie auch so billig seyn, und eben so natürlich finden, daß sie auf mich nicht weniger gewirkt hat. Sie kennen meine Verbindung mit ihr eben so wenig, als mir die Ihrige bekannt war. Ich bin eben so wenig, als Sie, der Mann, der es auszuplaudern pflegt, wenn er in der Liebe erwünschte Vorschritte macht; da aber Sie

sich ohne Rückhalt gegen mich erklären, so halt' ich mich für verbunden, dasselbe zu thun. Sie werden dann nicht mehr Grund haben, mein Betragen befremdend zu finden. Hören Sie also, daß mich diese Donna lange zuvor begünstigt hat, bevor Sie noch ihre Bekanntschaft gemacht haben: ich kann mich desselben rühmen, auf das Sie so stolz sind. Es ist wahr, ein unvorgesehener Zufall hat unsre Trennung bewirkt; aber ich will nicht ablassen, bis ich ihre Liebe und ihren Umgang wieder errungen habe. Stellen Sie sich nicht mehr und nicht weniger vor, als daß ich alle Mittel anwenden werde, es dahin zu bringen. Glückt es mir, und entschließt sie sich wieder, meine Dienste anzunehmen, wie ich hoffe, so wird Ihnen freylich nichts übrig bleiben, als sich mit Geduld zu waffnen, die einen warmen Liebhaber besonders ziert, und einen andern Wind abzuwarten. Noch ein Mahl: ich bin weit entfernt, meinen Ansprüchen auch nur das Geringste zu vergeben; ich werde vielmehr aus allen meinen Kräften zu hindern suchen, daß sie Ihnen Ge-

hör gibt, und werde es dahin zu bringen trachten, daß sie Ihrer, und Ihrer Liebe für immer vergißt."

Nun legten beyde die Hand an den Degen, und beyde bestanden feyerlich auf ihren Ansprüchen. Sie fochten, und das gerechte Verhängniß schlug sich auf die Seite dessen, der nun im Besitze der Schönen war: Robert fiel mit einem einzigen Stosse todt zu Boden. Das Geklirr der Degen war eben nicht laut gewesen, da Felician seinen Gegner so geschwind' abgefertigt hatte. Dieser hielt sich ebenfalls so ruhig, daß er kaum röchelte; in der ganzen Gegend war also alles wieder stille, wie zuvor. Saravia war der einzige, der den Streit mit angehört hatte, und seine Ehre war dabey zu sehr im Spiele, als daß er ihn hätte kund machen sollen. Damit man den Körper nicht an diesem Orte fände, nahm sich Felician noch die Mühe, die Leiche seines Feindes auf die Schultern zu laden, und vor die Pforte eines Klosters zu tragen, wo er ihn liegen liefs. Sofort flüchtete auch er sich in ein anderes Kloster, wo er sich verborgen hal-

en konnte, bis sich die Folgen dieser Begebenheit zeigten.

VIII. K A P I T E L.

Saravia nimmt ein klägliches Ende.

Saravia konnte sich von dem, was er gesehen und gehört hatte, kaum erhohlen; es wollt' ihm das Herz abdrücken. Wuth, Scham und Zorn betäubten ihn völlig; er warf sich auf einen Stuhl, und überließ sich der Verzweiflung. Rufine, die durch tausend Gründe aufgefordert war, ihm unverbrüchige Treue zu halten, hatte seine Ehre so leichtsinnig aufgeopfert — das mußt' ihm sein Innerstes zerfleischen. Der erste Gedanke, der ihm durch den Kopf fuhr, war, sich an der Stelle zu rächen, gerade auf das Zimmer zu laufen, wo diese Verrätherinn schlief, und sie mit einem Dolchstich' in ihrem Bette zu lohn.

Aber er erwog, daß der Mörder die Leiche weggeschleppt hätte, und daß man ihn beschuldigen würde, sie ohne

hinlängliche Ursache ermordet zu haben, wenn der Beweis mangelte. Auch hatte er keine Zeugen, als höchstens zwey Dienstmädchen, von denen er aber selbst nichts erwarten konnte, als daß sie wider ihn einen Eid abschwören würden. Er beschloß also zur größeren Sicherheit, sich ihrer heimlich zu entledigen. Das konnte durch langsam wirkendes Gift geschehen; er meinte aber, seinem gerechten Grimme nicht vollkommen Genüge zu leisten, wenn er eine Rache, die seine Ehre augenblicklich forderte, verschieben wollte. Er schlug sich also wieder ein anderes Mittel vor, nämlich, seine Frau zu verlassen, und anders wohin zu ziehen: aber auch diesen Entschluß gab er auf; denn er hatte noch viele Geschäfte in Ordnung zu bringen, und fürchtete die verschiedenen Urtheile, die die Welt zur Schande und Verwirrung eines Mannes von seinem Alter und seinem unbescholtenen Rufe fällen dürfte. Dieses langwierige Erwägen führt ihn endlich wieder auf den ersten Entschluß zurück, sie ohne Verzug im Bette zu ermorden.

Bevor er aber diesen Entschluß ausführte, hielt er für räthlich, zu seiner Rechtfertigung die Gründe, die ihn zu dieser entsetzlichen Handlung bewogen hätten, schriftlich zu hinterlassen. Er setzte sich also, und begann, ohne erst lange die Feder zu schneiden, den schrecklichen Schimpf, den ihm seine Frau angethan, und die Genugthuung, die er sich zu verschaffen beschlossen hätte, zu beschreiben. Nun war er fertig; er überlas es, aber noch war ihm, als hätt' er die Gröfse der Beleidigung nicht kräftig genug ausgedrückt. Er zerrifs das Blatt, und fing wieder von Neuem zu schreiben an: er zerrifs es drey, vier Mahle wieder, so sehr hatten ihn seine doppelten Hörner am Kopfe geirret. Er wollte sich auch das fünfte Mahl hinsetzen, aber er bedachte, daß seine Rache bey den zwey Eheschändern beginnen müsse; von diesen wußt' er aber leider nicht einmahl den Nahmen, denn er hatte ihn bey ihrem Gespräche nicht verstanden. So blieb es denn wieder bey dem Vorfatze, Rufinen zu ermorden.

Der arme Hahnrey hatte nun einen

großen Theil der Nacht in der schrecklichsten Unruhe hingebracht: er hatte geschrieben, ausgestrichen, wieder geschrieben, und wieder zerrissen. Nachdem er sich endlich in seinem grausamen Vorfatze, das Leben der Ungetreuen aufzuopfern, vollkommen befestigt hatte, brachte er nach reifer Überlegung einen anderen Aufsatz zu Papiere; und nachdem er sein hartes Schicksal, und den unauslöschlichen Schimpf, so gut er konnte, ausgedrückt hatte, ergriff ihn ein so heftiger Schmerz, daß ihn der Schlag rührte, und er an der Stelle verschied. Während all dies vorging, lag Rufine in ihrem Bette, und schlief sorgenlos. Als sie gegen den Morgen erwachte, und ihren Mann nicht neben sich sah, rief sie ihn einige Mahle; und als er nicht antwortete, warf sie den Rock über, und ging in sein Cabinett hinab, wo sie die Wachskerze noch brennend, und Saravia — auf dem Lehnstuhle todt fand. Man kann sich Rufinens Erstaunen über diesen Anblick vorstellen: sie war nur im Stande, einen Schrey auszustossen, über dem ihre Mädchen zusammen liefen, und

sich mit ihrer Frau über dieses plötzliche Unglück kreuzigten. Indessen, als sie den Körper ergreifen, und in ein anderes Zimmer hinüber tragen wollten, bevor die Nachbarn diese seltsame Begebenheit erfahren, bemerkte Rufine ein zur Hälfte beschriebenes Blatt Papier, auf dem Folgendes stand:

„Damit alle, welche dieses Blatt lesen dürften, meine Rechtfertigung erfahren mögen, so erklär' ich hiermit feyerlich, daß all mein Unglück vom Leichtsinne meines niederträchtigen, schamlosen, und ehrvergeßenen Weibes herrührt, welches sich so weit verging, daß es das heilige Sacrament der Ehe, durch welches wir im Angesichte der Kirche auf ewig verbunden worden sind, entheiligt, und sich, ohne die innigliche Liebe, mit der ich sie liebte, zu erwägen, zwey Liebhabern zu gleicher Zeit in die Arme geworfen hat. Diese sind über den Vorzug, den jeder von ihnen vor seinem Nebenbuhler behaupten wollte, in Streit, und sofort in Zweykampf gerathen; der Unglücklichste aus ihnen hat den andern zu Boden ge-

streckt. Da ich ein Augenzeuge meiner Beschimpfung war, und die Erzählung meiner Entehrung selbst mit angehört habe, beschloß ich, diese Schande zu rächen; daher" — — Hier endigte sich das Geschriebene.

Rufine war über das, was sie las, ebenso erstaunt, als über das, was sie gesehen hatte. Gegen eine halbe Stunde konnte sie sich nicht erhohlen; denn sie sah nun, daß sich die größten Geheimnisse allmählig entdecken, und daß sie der Himmel zu unsrer Besserung oder Strafe an Tag kommen läßt. Dieser unvermuthete Tod ihres Gemahls, den sie durch ihre Sünde bewirkt hatte, durchdrang sie mit Furcht und Schmerz, hauptsächlich aber, weil ihr kein Mittel einfallen wollte, wie man diesen kläglichen Zufall bemänteln könnte. Die stärksten Gewissensbisse drückten ihre Stacheln in ihr Herz; einen Mann hintergangen zu haben, der so heftige Liebe zu ihr getragen, und der sie ihre übrigen Tage eines fröhlichen Lebens versichert hätte, wenn sie vernünftig genug gewesen wäre, ihr Glück zu gebrauchen,

und ihren Ehrgeitz einzuschränken — das war ein unverzeihliches Laster.

Da die ganze Nachbarschaft wufste, wie außerordentlich sie der gute alte Mann geliebt habe, faßte sie Muth, und befolgte endlich, um sich ganz aus der Klemme zu bringen, den guten Rath eines ihrer Mädchen, in das sie sehr viel Vertrauen setzte. Dieser Rath war, den Todten in sein Bett zu tragen, und des Morgens ein so lautes Geschrey anzustimmen, daß sich alle Nachbarn über dem Lärmen versammeln mußten: Rufine sollt' ihnen dann erzählen, daß sie beym Erwachen zu ihrem größten Entsetzen den entseelten Körper neben sich gefunden hätte, indess die Mädchen ausbringen sollten, daß der Herr Patron zu spät zu Nacht gegessen, ein wenig zu viel gespeist habe, und vermuthlich an einer Unverdaulichkeit im Herrn entschlafen sey. Gesagt, gethan. Der alte Saravia mußte bey schon einbrechender Morgendämmerung wider Willen noch in sein Bett; es ward heller Tag, und nun begann das Trauerspiel. Rufine brach in ein fürchterliches Geheul aus, das man

durch die ganze Stadtgegend hörte, wie die Thurmglöcke. Ihre Mädchen stimmten fleißig mit ein, rissen sich die Schlafhauben vom Kopfe, und liefen wie unsinnig Zimmer aus, Zimmer ein. Ihr Gewimmer war so unharmonisch, wie ein nächtliches Katzen-Concert auf dem Kirchhofe. Die aufgeschreckten Nachbarn liefen zu Hülfe, denn sie vermutheten Mord und Tod, und fanden das zärtliche Weib, wie es jammerte, und den geliebten Körper mit Weinen und Thränen wusch. Eben so wirkten die Mädchen ihrerseits Wunder von Schmerz und Herzensbeklemmung. Sie vertrauten jedem ins Ohr, warum der gnädige Herr von der Welt so schnell Abschied genommen, und weinten und schluchzten. Es ist noch unentschieden, ob die Scene traurig oder lächerlich war. Denn mitten unter den Weinenden standen die grotesksten Figuren voll Verwunderung herum. Der eine hatte eine Frauenschlafhaube auf, und konnte vor Schrecken den Mund nicht zukriegen, der andere war schon gekräufelt, der dritte war im Hemde, der vierte angekleidet, der fünfte war

in seiner Frau Unterrock gesprungen, und so fort. Die meisten befriedigten sich mit der Auskunft, die sie von den Mädchen erhielten, bezeugten ihr Beyleid, und machten sich wieder davon. Rugins Verwandte selbst, obschon sie wohl wußten, was ihre Muhme für ein listiger Geist sey, ließen sich von ihrem Gaukelspiele täuschen, so vortrefflich wußte sie sich in ihrer Rolle zu erhalten. Sie gaben sich alle Mühe, die schöne Wittwe zu trösten: diese hingegen hatte nicht vergessen, den vom Verstorbenen hinterlassenen Zettel zu verbrennen, damit man ihr nicht auf die Spur kommen konnte.

Das Gericht, das sich bey solchen Ereignissen immer einzustellen pflegt, säumte auch hier nicht lange; aber auf das Zeugniß der Nachbarn von der Einigkeit und dem guten Einverständnisse, in dem der Selige mit seiner Gemahlinn ununterbrochen gelebt habe, entfernt' es sich auch alsobald ohne mindesten Argwohn eines beförderten Todes. Der unglückliche Saravia ward bestattet, und sein Neffe setzte sich in den Besitz von allem, was sich im

Hause seines Oheims fand; Rufine aber mußte' einen kurzen Rechtshandel überstehen, um zu behaupten, was ihr gesetzmäÙsig gebührte.

IX. K A P I T E L.

Folgen des Todfalls.

U nterdessen hatte man mit hellem Morgen vor der Klosterpforte Roberts Leiche gefunden. Die Mönche, die ihn nicht kannten, wollten ihn alsobald bestatten; aber ein Nachbar rieth ihnen, den Körper erst öffentlich zur Schau auszustellen, indem die Verwandten, wenn sie ihn erkannten, die Bestattung und eine hübsche Summe auf Messen zu des Ermordeten ewiger Ruhe, deren er vielleicht sehr nöthig haben dürfte, bezahlen würden. Der Prior des Klosters, der seine Stimme gewöhnlich nicht gern gratis hören ließ, fand den Einschlag allerdings gut, und alsobald ward dem Gericht' angezeigt, daß man

einen Ermordeten vor der Pforte gefunden hätte. Er ward bey zwey Wachskerzen auf einem schwarzen Tuch' ausgesetzt, und endlich von einem Mann' erkannt, der es sogleich Roberts Ältern meldete. Die Bestürzung dieser guten Leute war doppelt groß; denn sie hatten ihren Sohn verloren, und wußten über dieß, was er für ein Wüftling gewesen, und, daß er ohne Vorbereitung gestorben sey. Sie bezahlten das Leichenbegängniß und hundert Messen, und die Mönche sangen dafür auf sein ewiges Wohlseyn, so laut sie konnten.

Das Gericht schlug alle möglichen Wege ein, um dem Mörder auf die Spur zu kommen; aber alle Mühe war vergebens; er blieb unbekannt, und konnt' es in einer so großen und volkreichen Stadt, wie Sevilla, leicht bleiben. Rufine war die einzige, der die ganze Begebenheit vom Grund' aus bekannt war. Nun war ihre Rache gekühlt, und ihre Herzensfreude darüber war unaussprechlich. Ungeachtet dessen aber war sie doch noch nicht ohne alle Furcht; denn nahm man das Blut wahr,

das Robert im kleinen Gässchen vergossen hatte, so konnte man das Räthsel leichter auflösen. Man konnte die Nachbarn zur Rede stellen; diese hatten die zwey Nebenbuhler so oft die Strasse auf und nieder ziehen gesehen, und nun erschienen sie nicht mehr; hätte man sie auch nicht überzeugen können, so würde doch ihre Ehre dadurch empfindlich gelitten haben.

Rufine war nun Wittwe, und was das Schlimmste bey der Sache war, sie war arm, und aller Bequemlichkeiten des Lebens entblößt. So konnte es nicht lange bleiben; sie zeigte sich der Welt gern in vollem Glanze; ihre Schönheit mußte wieder Zinse tragen.

Obschon das Gericht Saravia's Neffen verhalten hatte, Rufinen die Mitgift hinaus zu bezahlen, so reichte doch diese nicht geringe Summe bey weitem nicht hin, ihren Aufwand zu bestreiten. Sie hatte ihre Wohnung räumen müssen, und eine kleinere, wohlfeilere bezogen. So wie sie Natur und Kunst gebildet hatten, mußte sie bald alle Augen in der ganzen Stadt-gegend auf sich ziehen, wie ein Komet,

der sich in irgend einer Himmelsgegend zeigt. Die Berechnung , auf die sie das Glück ihres Wittwenstandes gründete, war von jener der gewöhnlichen Wittwen sehr verschieden. Diese pflegen der Welt durch Kleidung und ihr ganzes Benehmen zu verstehen zu geben, daß sie eines andern Mannes bedürfen, um die Vortheile, die ihnen der erste verschafft hat, zu ersetzen.

Rufine schlug gerade den entgegen gesetzten Weg ein. Wenn auch jener sicher war, und gewiß zum Ziele führte, so hatt' er doch für Rugins Lebhaftigkeit und Ungeduld zu viel Krümmungen. Es währte nicht lange, so both sich ihr eine vortheilhafte Gelegenheit dar.

X. K A P I T E L.

Der Himel fährt fort, alte Männer für ihre Zärtlichkeit zu züchtigen.

Mit der Flotte von Neu - Spanien war ein Kaufmann zurück gekommen, von

dessen Reichthume die ganze Stadt zu sprechen wufste. Eigentlich war er ein Bauer aus den leonischen Gebirgen, der sein Glück im Dienst' eines Kaufmanns in Sevilla begonnen, und sich sofort auf Kosten seines Herrn, oder durch den indischen Handel ein sehr beträchtliches Vermögen gesammelt hatte. Er hatte mehrere Reisen nach Peru mit dem stattlichsten Erfolg' unternommen, und da niemand gern länger arbeitet, als ihn sein Bedürfnis dazu antreibt, so hatte auch er sich nun mit dem Voratz' einer ungestörten, freundlichen Ruhe zu genießen, in den Schoofs seines Vaterlands zurück begeben.

Dieser reiche Mann hiefs Marquina: er war nahe bey funfzig Jahren, aber nie hatte die Erde einen Menschen getragen, der filziger, und der Reichthümer, die er besafs, unwürdiger gewesen wäre, als er. Er war unfähig, seinen Wohlstand zu genießen, und einen guten Gebrauch davon zu machen; mitten im Überflusse beklagte er sich, dafs ihm selbst die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse mangelten, und hielt alle gebothenen Fasttage mit

größter Strenge, nicht aber aus Frömmigkeit, sondern aus eitel Geitz. Gar zu gern hätt' er sich von seinem Bedienten los gesagt, wenn er ihn nicht schlechterdings vonnöthen gehabt hätte. Sein ganzes Hausgefinde bestand aus einer Art von Haussecretär, einem kleinen Lackey, einem Mohrenclaven, der seinen Maulesel besorgte, und einer Magd, die das Hauswesen über sich hatte. Er hielt seine Leute so hart, daß sie sich kaum des Hungers erwehren konnten; nur äußerste Armuth konnte jemanden bewegen, in seine Dienste zu treten. Man wußte täglich die artigsten Histörchen von seiner Filzigkeit zu erzählen. Aber weit entfernt, daß dieser Versuch, ihn zu bessern, einen wohlthätigen Einfluß gehabt hätte, war er selbst immer der erste, der sich damit erlustigte. Er fuhr fleißig fort, Geld zusammen zu scharren, und kümmerte sich übrigens um die ganze Welt nicht.

An einen Mann von dieser Art glaubte sich Rufine mit voller Zuversicht, daß ihr der Versuch nicht mißlingen würde, werden zu können. Marquina wohnte außer

der Stadt auf einem Landhause, welches eigentlich einem Manne gehörte, dem er Geld geborgt hatte, und von dem er nie bezahlt zu werden fürchtete; er hatte es daher ohne weitere Umstände in Besitz genommen. Er zwang den Schuldner, es ihm um einen elenden Preis abzutreten, und begab sich nun täglich hinaus, um die Ausgaben zu vermeiden, die man in einer großen Stadt machen muß, wenn ihnen auch das Vermögen entspricht. Dieses Haus lag in einer sehr angenehmen Ebne, einen Steinwurf weit vom Kloster St. Bernhard. Marquina hatte nicht das Geringste verfäumet, um es für das Diebsgefindel unzugänglich zu machen. Feste, hohe Mauern, gut verriegelte Thore und Thüren, Fenster mit Gittern und Balken schienen dem Diebsvolke von fern zu verkündigen, daß hier alle Mühe umsonst seyn würde. Das waren aber nur die äussern Bollwerke; innerhalb des Gebäudes war er eben so gut mit wohl geladenen Gewehren und Pistolen, mit Dolchen, Degen, Säbeln, Helleparden, alten Lanzen, und allen übrigen Gattungen von Waffen

versehen, mit denen er jedem nächtlichen Anfalle Trotz biethen konnte.

Da seine Bedienten ohne dieß alle Hände voll Arbeit hatten, sah er sich gezwungen, noch einen verheiratheten Gärtner aufzunehmen, der seinen Garten pflegen, und auf dem Markte das Gemüse und das Obst, das er abwarf, verkaufen mußte. Sein Schatz war hinter seinem Bette in tüchtigen eisernen Kisten verwahrt: und er hatte sich zum unverletzlichen Gesetze gemacht, nicht eher mit einem Fuß' ins Bett zu steigen, bevor er nicht jeden Winkel in allen Zimmern der ganzen Wohnung mit seiner kleinen Handlaterne auf genaueste durchgesehen hätte. Das war beyläufig die Lebensart, die dieser arme Tropf führte, obschon er keine Kinder hatte, indem er nie verheirathet gewesen war, und selbst die vortheilhaftesten Verbindungen, zu denen ihn seine Freunde bereden wollten, ausgeschlagen hatte.

Um nun einen Filz von dieser Art in die Falle zu locken, war kein geringer Aufwand von List nothwendig. Indessen war Rufinens Geist durch Hindernisse von

nichts abzuschrecken; sie legte also den Plan an, und er mußte ausgeführt werden. Um ihn aber auszuführen, bediente sie sich eines alten Freundes ihres seligen Vaters Trapaza, der zu diesem Geschäfte gerade der Mann war. Dieser Meister Erschelm, — Garay hieß er — hatte in Madrid einige seiner Kunststücke sehen lassen; aber die klugen Zuschauer hatten dabey seine Hände nicht aus den Augen verloren; er mußte sich nach Cadix, und, von dort nach Sevilla flüchten, wo er sich verborgen hielt, und kümmerlich von einem kleinen Summchen nährte, das er auf irgend eine ehrliche Art gewonnen hatte.

Er war ohne Widerrede einer von den verschlagensten Köpfen seiner Zeit, wenn sich ums Stehlen handelte; denn er hatte nie von seiner ununterbrochenen Übung in dieser Kunst abgelaßen, obschon er sich mächtig vor den Händen der Gerechtigkeit fürchtete, mit der er sich schlechterdings nicht bemengen wollte. Besonders lag ihm sein vergangenes Leben schwer auf dem Herzen, denn es war eben nicht

eines von den ordentlichsten gewesen. Einige Zeit hatte er auf den Galeeren Seiner katholischen Majestät zugebracht, wo er mit dem verstorbenen Trapaza Bekanntschaft machte, die sofort in Sevilla zur festesten Freundschaft geworden war.

Garay war also der Mann, den Rufine zur Ausführung ihres Plans wählte. Sie unterrichtete ihn genau, wie er sich zu benehmen hätte, und nachdem alles ordentlich eingeleitet war, wanderten sie Marquina's Landhause zu, der, seiner Gewohnheit nach, erst gegen den Abend nach Hause kommen sollte. Garay ritt ein Maul, und Rufine ein stattliches Pferd. Sie hatte die Trauer abgelegt, und einen sehr niedlichen Anzug gewählt; auf dem Kopfe hatte sie einen kleinen Hut mit Straußfedern, wie die Damen von Sevilla auf dem Lande zu tragen pflegen. Sie kamen an das Haus, und nachdem sie ein Paar Mahl an der Mauer auf und ab geritten waren, näherten sie sich dem Garten. Als der Gärtner die Thür öffnete, sprach Garay, der mit einer gar freundlichen Miene zu ihm trat: „Mein lieber guter Freund,

diese Donna hier ist von der Reise so abgemattet, daß es ihr gar sauer werden würde, wenn sie den Weg heute noch bis in die Stadt fortsetzen sollte. Wenn er so gut seyn, und sie diese einzige Nacht beherbergen wollte, ich würd' ihm bezahlen, was er verlangte: morgen, so bald es graut, ziehen wir weiter. Er würd' uns sich recht verbindlich machen, wenn er uns diese christliche Lieb' erwiese. Er dürft' ein großes Unglück verhüthen, wenn er so gutmüthig wäre."

Der Gärtner, der seines Herrn arge Laune fürchtete, antwortete, daß er so etwas um alles in der Welt nicht wagen, und beym Verlusste seines Dienstes niemand ohne Wissen und Willen seines Herrn beherbergen könne; noch mehr, er hätt' ihm das mit ausdrücklichen Worten unterlagt. Garay kannte die Allmacht des Geldes aus eigener Erfahrung, nahm daher ein Paar gute Stücke aus der Tasche, und drückte sie dem Gärtner in die Hand. „Nehm' er unterdessen diese Kleinigkeit," sagte er; „er soll Morgen schon mehr haben." Des Gärtners Weib hatte seinen

Mann mit jemand sprechen gehört, und kam aus Neugierde heraus; und da sie sah, was für schöne Silberstücke der fremde Herr anboth, waren ihrerseits alle Schwierigkeiten, der Donna ein Nachtlager zu räumen, verschwunden. Ihr Mann mußte mit verstanden seyn. „Ey,” sagte sie, „dafür laß mich sorgen, daß der gnädige Herr den Spuk nicht merken soll; er wohnt ja zu weit von uns weg.”

„Aber,” sagte der Gärtner ganz furchtsam, „du weißt doch, liebe Anne, daß er oft plötzlich eine falsche Witterung hat, und daß er dann im Hause jeden Winkel durchschnuffelt, und Schaufel und Grab-scheit über einander wirft!” —

„Ey,” brummte Anne, „es ist heute schon ziemlich spät, und er hat nicht alle Tage den Kobold im Leibe!” — Er mußte schweigen; die Furcht von seiner Hausherre, ihre Gründe, die sechs funkelnden Realen, die ihm Garay gegeben hatte, und die andern, die er am folgenden Morgen zu hoffen hatte, stimmten ihn nach Wunsch und Lust.

Sobald der Handel geschlossen war, hob

Garay Rufinen voll Ehrerbiethung vom Pferd', und führte sie in den Garten. Dort nahm er von ihr Abschied, um seine Aufträge, die wir bald erfahren werden, auszuführen. Als Rufine in des Gärtners Stube getreten war, legte sie die Maske ab; das war ein Gesichtchen! So ein Frauenbild hatten die guten Leutchen wohl noch nie angegafft. Sie hatte eine so kummervolle Miene, daß beyde geschworen hätten, es müßte der gnädigen Frau ein großes Herzenleid zugegangen seyn. Sie sprach kein Wort, und studierte immer über das Histörchen nach, das sie Marquina erzählen wollte, wenn sie ihn träfe.

Die Sonne hatte sich kaum hinter die Berge geneigt, als unser Geitzhals auf seinem Maule dem Garten zu trabte. Der Neger war voraus geritten, um das Thor zu öffnen, das Marquina selbst zusperrte, und verriegelte. Diesen Tag war er zu großem Glücke ungleich müder, als gewöhnlich, und so begab er sich denn sehr bald zu Bette, nachdem er einiges Obst aus seinem Garten, mit etwas Brod, und ein Glas Brunnenwasser als Nachtmahl

zu sich genommen hatte. Dießs Mahl durchsuchte er nur seine Wohnung, ohne auch jene des Gärtners zu besuchen. Seine Leute nachtmahlten so mäßig, als ihr Herr.

Den folgenden Morgen stand Marquina sehr früh auf, und gab seinem Neger einiges Geld, damit er die täglichen Elswaaren kaufen konnte, während er in der Stadt seine Geschäfte besorgte. Sobald er zurück kehrte, sollte das Mittagessen bereitet seyn; Rufine war schon in nicht geringer Verlegenheit, ob sie ihr Vorhaben würde ausführen können, denn die Sache wollte sich noch gar nicht einlenken. Sie wartete aber immer noch auf eine günstige Gelegenheit, und äußerte sich gegen ihre Hauswirth, daß ihr das lange Ausfenbleiben ihres Onkels, — Garay hatte sie dafür ausgegeben, — nicht wenig bange machte. Die Gärtnerinn, ein lebhaftes Weibchen, gab sich alle Mühe, sie zu trösten, und zu unterhalten. Unterdessen war Marquina gegen Mittag zum Essen nach Hause gekommen. Bevor er sich nun zu Tische setzte, fügte das Schicksal, daß

ihm die Luft anwandelte, im Garten nachzusehen, ob alles in gutem Stande wäre. Er bemerkte, daß einige hölzerne Rinnen, in denen das Wasser herum geleitet wurde, mangelten, und ging dann gerade zum Gärtner, um ihm über diese Nachlässigkeit tüchtig die Brühe zu salzen. Die Gärtnerinn, die ihn kommen sah, war in größter Verwirrung, und verbarg Rufinengeschwind' in ein Kämmerchen hinter ihrer Stube, in dem sie zu schlafen pflegte. Sie zauderte aber zu lange; Marquina trat schon herein, und hörte noch Rufinens Kleider rauschen: auch sah er noch an der Thür des Kämmerchens einen fliegenden Schatten. Er erstaunte, trat gerade hinter ihr ins Kämmerchen ein, nahm sie bey der Hand, und führte sie ans helle Tageslicht heraus. Wenn der Gärtner und sein Weib über den Anblick dieses Gesichtes erstaunt gewesen waren, so erstaunte Marquina zehn Mahl so sehr.

Anstatt die Gärtnerinn darüber auszuscherlen, daß sie Trotz seinem Verboth' eine unbekannte Person ins Haus aufgenommen, begnügte er sich mit der Frage,

wer die Donna wäre. Die Gärtnerinn jubelt' im Herzen über die seltsame Mässigung ihres gnädigen Herrn, und erzählt' ihm, daß die Dame den vorhergehenden Tag mit einem alten Manne an der Thür vorüber geritten sey, der eben so kummervoll ausgesehen habe, wie sie, und dieser hätte sie gebethen, der gnädigen Donna um Gottes willen für eine einzige Nacht ein Lager zu geben, um ein grosses Unglück zu verhüthen, das ihnen begegnet seyn würde, wenn sie weiter gezogen wären. Diesen Liebesdienst nun hätte sie als eine Altchristinn unmöglich versagen können, besonders einer Person, die in so bangen Nöthen wär', und sie hoffte nicht, daß er ihr um dieser Nächstenliebe willen gram seyn würde.

Während die Gärtnerinn diese Schutzrede hielt, durchforschte Marquina die reizende Unbekannte mit der größten Aufmerksamkeit: ihre Reitze fielen durch den Schleyer der Bekümmerniß noch angenehmer ins Auge. Er war so entzückt, daß sein ganzes mürrisches Wesen wie dürres Laub vom Ast' abfiel. „Du hast Recht

gehabt, liebe Anne," sagte er zur Gärtnerinn, „diese Donna so wohl zu empfangen, obschon ich dirs untersagt habe; wenn Menschenlieb' und Mitleiden ein Wort drein reden, dann hat die Regel eine Ausnahme: man muß dem Nothleidenden helfen, und den Betrübten trösten. Nicht, als ob ich damit sagen wollte, daß dieser Empfang so einer Donna zustehet; nein! ihr gebührt eine bessere Aufnahme, als in deiner munkelnden Stube. Ich bieth' ihr meine ganze Wohnung an, wenn sie Belieben trägt, sich derselben zu gebrauchen. Rufine machte eine liebliche, schamhafte Verbeugung, dankte ihm für sein gütiges Anerbiethen, und bath ihn, er möchte sie die kurze Zeit, die sie noch zu bleiben hätte, in derselben Wohnung lassen, weil sie ihr Onkel noch denselben Tag abholen müsse.

Marquina, den die Liebe mächtig zu peinigen anfang, war über diese Neuigkeit nicht wenig ungehalten; denn er hätte sie gern recht lang' um sich gehabt.

„Dem mag nun seyn, wie ihm wolle," sagte er; „eine Stunde nur werden sie mir

das Vergnügen , meine Einladung angenommen zu haben , nicht versagen ; eine Stunde ist bald vorbey." Rufine, die nichts sehnlicher wünschte , antwortete : „Um nicht unartig oder undankbar zu scheinen, werd' ich gehorchen." Er reichte ihr den Arm , und so gingen sie zur größten Zufriedenheit der Gärtnerinn , die sich über ihres Herrn Artigkeit nicht genug verwundern konnte, seiner Wohnung zu.

XI. K A P I T E L.

Es geht immer besser.

So bald Rufine das erste Zimmer betrat , warf sie auch auf alles schnelle Blicke herum ; denn obschon Marquina ein arger Filz war , war doch seine Hauseinrichtung ungemein prächtig. Er hatte die schönsten seidenen Tapeten ; der Großvaterstuhl , die anderen Stühle , die Tische , die Kästen , waren von Ebenholz' und Elfenbein außerordentlich fein und geschmackvoll ge-

arbeitet, und seine Spiegel waren die schönsten von ganz Sevilla.

Während Rufine alle diese Schönheiten betrachtete, gab unser verliebter Patron seinem Neger Geld, und befahl ihm, das Beste, das er bekäm', einzukaufen, und zum Mittagessen bereiten zu lassen. Alle Bedienten liefen; das ganze Haus war in Bewegung. Rufine speiste mit Marquina, und verfäumte nicht das Geringste, das ihren Wirth in grössere Begeisterung jagen konnte. Er war ganz Aufmerksamkeit; er suchte aus jeder Schüssel das Beste; er schnitt ihr alles vor; both ihr jede Schüssel zwey oder drey Mahl an; wechselte ihr die Teller, oft, bevor sie noch einen Bissen gegessen hatte, und vergafs für sich selbst beynahe ganz auf Speis' und Trank.

Nach dem Mittagmahle führte er seine Göttinn in ein anders Gemach, das mit den prächtigsten Gemälden und Uhren geziert war. In der einen Ecke stand ein herrliches Bett von chinesischer Arbeit. Er lud sie ein, hier die Sieste zu halten; eine Gewohnheit, die die Spanier im Sommer der grossen Hitze wegen zu beobach-

ten pflegen. Er ersuchte sie, jeden Kummer, der ihre Ruhe stören möchte, zu verbannen, und keiner Grille Gehör zu geben; er versicherte sie, sie hätte bey ihm gar nichts zu fürchten, und er trüge eine so heftige Neigung zu ihr, daß sie über alles, was in seinem Besitze wäre, ununterbrochen würde zu schalten haben. Die Schöne wußt' ihm so anmuthig zu danken, daß seine Leidenschaft immer heftiger ward; sie gab also nach, und blieb in diesem Cabinett', in dem Marquina die Sieste täglich zu halten pflegte, allein. Er ging in ein anderes, aber die Sieste vertrug sich mit seiner Liebe nicht; sein Herz war in vollem Aufruhr. Der Graubart sann immer auf Mittel nach, wie er ihr in irgend einer schwachen Minute das Geständnis ihrer Gegenliebe abhaschen, und sich so zum glücklichsten Graubart' in ganz Spanien machen könne.

Bevor er ihr aber seine Liebe entdeckte, beschloß er, sich erst um die Ursache ihres Kummers, und um die Verlassung ihrer Herberge, bey seinem Gärtner zu erkundigen; er hoffte, unter diesem Gespräche

selbst eine gute Gelegenheit zu finden, bey der er aus seinem Hinterhalt' einen unvermutheten Ausfall auf ihr Herz würde wagen können. Auch war er fest entschlossen, ihr jeden Liebesdienst zu leisten, der in seiner Gewalt seyn würde. Um sich denn dieser Herzensnöthen zu entledigen, konnt' er kaum die Minute ihres Erwachens mehr erwarten; aber er hatte sich da sehr getäuscht, denn Rufine hatte kein Auge zugethan. Sie war immer mit ihrem Hiftörchen beschäftigt gewesen, und hatt' es dem Charakter ihres Hauswirthes, den sie nun immer besser kennen lernte, vollkommen anzupassen gesucht.

Sobald Marquina nur glauben konnte, daß sie hinlänglich ausgeruht haben würde, klopfte er ganz leise an die Thür. Rufine stellte sich an, als ob sie erst erwachte, — sah ein wenig schläfrig aus, denn sie konnte aussehen, wie sie wollte — und sagte ein schüchternes „Herein,“ indem sie sich zugleich vom Ruhebett' erhob. Er trat ein, und entschuldigte seine Voreiligkeit, bracht' auch die Zeitung, daß der Himmel ganz umzogen wär', und dergleichen mehr.

Sie dankte ihm für die große Sorgfalt, die er trüge, und versicherte ihn, sie hätte die ganze Zeit, die sie auf dem Ruhe-
 bette zugebracht, beynahe gar nicht ausgeruhet, so schwer läge das Unglück, das sie getroffen hätte, auf ihrem Herzen. — Diese Worte hauchte Marquina gierig auf. Er drang in sie, sie möcht' ihm doch den Kummer, der sie drückte, nicht verbor-
 gen halten: sie möcht' ihr Geheimniß in seinen Busen ausschütten: er sey ihr Freund; und sey es in seiner Macht, ihr zu helfen, so hätte sie nur zu gebiethen. Seine Liebe machte ihn so beredtsam, daß er die vortrefflichsten Beweggründe mit allem Feuer und Nachdrucke vortrug. Rufinens Falkenblick' entging nicht die leiseste Re-
 gung seines Herzens. Sie stimmte mit ein, daß es eine Lust war, und brach endlich in Thränen aus, die Marquina's Herz, wie die Regentropfen einen Pflasterstein, durchbohrten. So bald sie nun bemerkte, daß es Zeit wäre, das Eisen zu schmieden, setzte sie sich dicht an ihn, und begann die Erzählung ihrer kläglichen Geschichte.

XII. K A P I T E L.

Eine lange Lüge.

„Granada ist meine Vaterstadt. Meine Ältern, die ich nicht unumgänglich zu nennen brauche, sind aus einer der berühmtesten und ältesten Familien, die man in den Gebirgen von Alt - Castilla finden kann. Sie hatten keine Frucht ihrer Ehe, als meinen Bruder, und mich. Mein unglücklicher Bruder verlor die schönste Zeit seiner Jugend mit Liebcleyen; er war in böse Gesellschaften gerathen; ihre Beyspiele rissen ihn hin, und allmählig verwickelte er sich in solche Ausschweifungen, daß er sich am Ende gezwungen sah, Granada heimlich zu verlassen. Was mich betrifft, — ohne daß ich mir selbst eine Schmeicheley sagen wollte, — ich liefs immer meine einzige Sorge seyn, wie ich meinen lieben Ältern in allen Wünschen zuvor kommen, und mich vollkommen nach ihnen bilden könnte. Arbeit, und zuweilen

eine kleine unschuldige Ergetzung waren all meine Beschäftigung. Das Betragen der übrigen Mädchen von meinem Alter wollte mir gar nicht behagen; ich erklärte mich gegen ihre Gesellschaften gerade zu; denn — hier seufzte sie aus dem Grund' ihres schönen Herzens — „damahls wufst' ich noch nichts von Liebe.“

Ich will hier ein für alle Mahl anmerken, daß Marquina jede Stelle ihrer Erzählung, die besonders in seine Seele wirkte, mit einem Kopfnicken begleitete, welches zuweilen tiefer, zuweilen nicht so tief war. Da er aber nach jedem Nicken den Kopf wieder erhob, übrigens aber den Leib nicht bewegte, sah er einer gypsenen Pagode mit beweglichem Halse nicht unähnlich.

„Indessen,“ sagte Rufine, „schien sich die Liebe gleichsam an mir rächen zu wollen; hören Sie, wie sie ihren Zweck zu erreichen wufste. Eines Tages, als eben meine Ältern bey einer Freundin, die plötzlich ihren Gemahl verloren hatte, auf dem Lande waren, hört' ich auf der Strasse Degen klirren. Ich fuhr ans Fenster, und

wollte sehen, was es wäre. Niemahls hatte mich noch eine solche Neugierde befallen, und wollte Gott! — ich hätte mich auch damahls zurück zu halten gewußt, so würden Sie die Unbequemlichkeit nicht haben, die Geschichte eines unglücklichen Mädchens anhören zu müssen.”

Hier wischte sie sich Thränen von den Augen, und Marquina setzte seinen Kopf wieder gehörig zwischen die Schultern. „Zum Unglück’ erblickt’ ich drey Männer, die mit dem Degen in der Faust auf einen einzigen eindringen; dieser eine vertheidigte sich aber so tapfer, daß er sich lange fest hielt, und zwey von seinen Gegnern verwundete. Da die drey Angreifer sahen, daß ihnen ein einziger so übel mitspielte, verdoppelte sich ihre Wuth, und sie drangen noch heftiger ein. Sie trieben ihn so in die Enge, daß er endlich unter unsre Hausthür treten mußte, wo er unter vielen Stichen zu Boden sank. Ich flog die Treppe hinunter; die Hausleute liefen zusammen; wir schlugen die Thür zu, und ließen geschwind’ einen Wundarzt hohlen, der dem unglücklichen

jungen Manne zu Hülfe kommen sollte. Er war sehr stark verwundet; wir trugen ihn auf ein Bett. Anfangs konnt' er kein Wort sprechen; als er sich aber erhohlte, überströmte er mich mit Dankfagungen für mein Mitleiden. O wie theuer kam mir dieses Mitleiden zu stehen! Unvermerkt war es in heftige Lieb' übergegangen."

„Nachdem ihn der Wundarzt verbunden hatte, sagt' er mir ins Ohr, daß sehr viel Gefahr wäre, und daß er für sein Leben fürchtete. Das vergrößerte meinen Schmerz; ich konnte den leidenden Jüngling nicht ansehen, ohne zu weinen, und doch konnt' ich kein Auge von ihm abwenden. Mit innigster Theilnahme drückt' ich ihm die Hand" — hier wufste sie unvermerkt Marquina's Hand zu drücken, und er fuhr mit dem Kopfe bis in den Schoofs hinunter.

„Unterdessen kamen meine Ältern von ihrem Besuche zurück. Bevor sie noch ins Haus traten, hatten sie die Geschichte schon von einem Nachbar erfahren. Da meine Ältern die gutmüthigsten und liebelichsten Leute von der Welt waren, billig-

ten sie alles, was ich gethan. Sie besuchten den Verwundeten, und sprachen ihm Muth ein, versicherten ihn auch, daß sie es an nichts würden fehlen lassen. Eben so wenig ließ ich es an meiner Wachsamkeit fehlen, und besorgte alles, was der Wundarzt vorgeschrieben hatte, mit der größten Pünctlichkeit."

„Bey dem zweyten Verbande versicherte uns der Wundarzt, daß die Wunden nicht tödtlich seyen. Nun war alles im Hause voller Freuden, und besonders ich; denn meine Liebe wuchs mit jedem Tage. So oft ich mich nur von meinen Ältern abstehlen konnte, besucht' ich ihn heimlich auf seinem Zimmer. Er war aus Pamplona geboren, und gewiß einer von den vortrefflichsten jungen Männern dieser Stadt. Er war eines beträchtlichen Rechts Handels wegen nach Granada gekommen, und war schon sehr nahe daran, ihn zu gewinnen. Er hatte mit einem sehr mächtigen Manne zu thun, der die Ungerechtigkeit seiner Sache gut einfah, aber doch den Entschluß faßte, seinen Gegner von drey Bedienten meuchelmörderisch aus

dem Wege räumen zu lassen, um dann im Besitze seines ungerechten Guts nimmer gestört zu seyn."

„Leonhard, — so hieß der Verwundete, war in einem Monate schon so gut hergestellt, daß er das Bett verlassen konnte, und ich war immer ununterbrochen in der eifrigsten Pflege fortgefahren. Den zweyten Tag fand er Gelegenheit, mich ganz bequem zu sprechen; denn meine Mutter war einen Besuch abzustatten gegangen, von dem ich mich los sagte, weil ich mich lieber zu Haus unterhielt. Diese Gelegenheit benützte er nun, und entdeckte mir seine Liebe; ich war fern von aller Ziererey, und konnt' ihm nicht widerstehen. Ich mußte weinen; er küßte mir die Thräne vom Aug' ab, und von diesem Augenblick an schwuren wir uns die heiligste Treue."

„Während ich so mein Herz verschenkte, und mit meiner Wahl innigst zufrieden war, stand mein Vater mit einem Edelmann' aus Granada, der mit unserm Haus in Verbindung zu treten wünschte, über mich in der eifrigsten Unterhandlung. Leonhard gerieth in die heftigste Bewegung,

als er diese schreckliche Neuigkeit hörte; aber er mußte sich nothwendig zur Geduld entschließen, denn sein Rechtshandel war noch nicht zu Ende, und so konnt' er noch nicht angeben, in was sein Vermögen bestände. Er beschloß, bey meinen Ältern um mich zu werben, und in dieser Hoffnung gelang es mir, meinen Vater zum Aufschube der Verbindung mit dem Granader zu bewegen, ohne ihm aber den wahren Grund zu entdecken."

„Leonhard war nun vollkommen hergestellt, und bezeugte uns seinen Dank in den rührendsten und edelsten Ausdrücken: auch machte er meiner Mutter einige herrliche Geschenke, um uns für die Unbequemlichkeit, die er dem Hause gemacht hatte, schadlos zu halten. Er bezog wieder seine alte Wohnung, und betrieb das Endurtheil seines Processes mit allem Eifer. Ich war unterdessen in tödtlicher Unruhe. Mein Vater hatte, ohne mich es selbst wissen zu lassen, und als ob ich bey der Sache gar nicht mit im Spiele gewesen wäre, mit dem Granader, dem er das Wort gegeben, den Contract ordentlich

abgeschlossen. Gott im Himmel! wie war mir zu Muth', als ich es hörte! — Dieser Liebhaber fing uns auch sehr emsig zu besuchen an, da er seinen Zweck sehr bald erreichen wollte. Er hatte allen Grund, mit meinem Benehmen unzufrieden zu seyn; denn anstatt eine Aufnahme zu finden, wie er sie gewünscht hatte, konnt' er sich bald überzeugen, daß ich ganz gleichgültig und kalt gegen ihn gestimmt sey. Er war kein eingeschränkter Kopf, und merkte dann bald, daß meine Weigerung etwas anders zum Grunde habe, als Mädchenhaftigkeit. Er hatte die Begebenheit mit dem jungen Edelmann' aus Pampelona gehört, und wußt' auch, daß er sich so lang' in unserem Hauf' aufgehalten habe; was war natürlicher, als der Gedanke, daß ihm dieser zuvor gekommen sey, und daß ich diesen begünstigte? Eifersucht bestätigte ihn in seinem Verdachte; indessen, damit er keinen Schritt thäte, den er etwa in der Folge bereuen müßte, sucht' er sich zuvor über die Sache vollkommen aufzuklären."

„Es ist unbeschreiblich, wie mich diese

Lage quälte; ich entdeckte Leonharden, der mich denselben Abend besuchte, meine Verlegenheit: was war zu thun? Von allen Seiten im Gedräng', ohne Hoffnung auf Rettung, mußt' es zu einem raschen Ausfchlage kommen. — So hatten wir denn bald beschlossen, daß ich — den folgenden Tag meiner lieben Ältern Haus verlassen, und mit ihm zu einer seiner Verwandten fliehen sollte, wo wir uns verbinden wollten. Die unglückselige Stund' erschien, und ich machte mich mit meinem Geliebten auf. Mein Herz hatt' in meinem Leben nie so heftig geschlagen; ich zitterte mit jedem Schritte; Leonhard konnte mich nur mit Mühe von der Stelle bringen. Das Schicksal hatte die fürchterlichste Strafe meiner Unbesonnenheit beschlossen. Der Eiferfüchtige, der täglich des Nachts um unser Haus herum schlich, um seinen Verdacht zu bestätigen, erkannt' uns am Ende der Strasse. Er warf sich mit zwey Bedienten, die ihn begleiteten, über Leonharden her, und dieser, ohne daß er zur Gegenwehr hätte Zeit gewinnen können, fiel unter ihren Stichen

totd zu meinen Füßen nieder. Die Nachbarn liefen mit Lichtern herbey; aber die Thäter waren im Augenblick' entsprungen.

Unterdeffen war auch in meiner Ältern Hauf' alles in Bewegung, denn meine Flucht war entdeckt; und da ich ihren Zorn mit Grunde fürchtete, dacht' ich jetzt nur, wie ich ihm entgehen könnte. Ich warf meine Schuhe weg, schürzte meinen Rock, und lief so mit einer unglaublichen Geschwindigkeit zu einem alten Freund' unsers Hauses, erzählt' ihm mein Unglück, und beschwor ihn, mich so geschwind' als möglich aus der Stadt zu bringen. Er liefs mir auch sogleich ein Pferd satteln, und führte mich zum nächsten Dorfe, wo wir auch für ihn ein Pferd nahmen. So sind wir bis hierher geflohen, um meinem Vater zu entkommen, der mich mit Wach' aufsuchte, wie ich auf dem Weg' erfahren habe. Eben deßwegen wagt' ich mich gestern nicht nach Sevilla, weil man mich dort leichter hätt' überraschen können. In diesem abgelegnen Hause hier hofft' ich mich sichrer verbergen zu können, und

bath Ihre Gärtnerinn unablässig um ein Nachtlager, bis sie mir es zusagte."

„Das ist die Geschichte des unglücklichen Mädchens, das nun keinen Trost übrig hat, als Ihre gütige Aufnahme, und für die es Ihnen ewig dankbar seyn wird, großmüthiger Mann! Gott wird Sie dafür lohnen, aber ich werde meinen Kummer nur mit meinem Tode beschliessen." Hier drückte sie ihm wieder seine Hände mit beyden Händen, und brach wieder in Thränen aus. Marquina's Seele fand kaum mehr Raum in seinem Leibe; auch er weinte, und so wehklagten sie wechselseitig bis zum folgenden Kapitel.

XIII. K A P I T E L.

Es ist geschehen.

Die schlaue Wittwe hatte während dieses Thränengusses unablässig unter dem Schnupftuche, mit dem sie sich die Augen abtrocknete, hervor geguckt, und jede Ver-

änderung in Marquina's Antlitze bemerkt. Sie war nun vollkommen überzeugt, daß sich die Liebe seines Herzens ganz und gar bemeistert habe. Das machte ihr Muth: der Streich mußte nun ausgeführt werden, und die größte Schwierigkeit war auch schon überstanden. Sie fuhr also fort, in diesem weinerlichen Ton' über ihren Unstern zu murren, und Marquina rührte fleißig alle Blumen seiner Beredtsamkeit unter einander, um Rufinens verflogne Lebensgeister durch ihren Wohlgeruch zurück zu locken. Bey alle dem ging er aber mit seinem Troste nicht so weit, als sie gewünscht hatte; denn der Geitz hatte sein Herz wie ein fester Damm umzingelt, den ein Thränenstrohm nicht so bald zu durchbrechen vermochte. Aber was noch nicht war, konnte doch werden.

Er weidete seine Augen unaufhörlich an Rufinens Reitzen, und wenn er ihr seltsames Abenteuer betrachtete, so dacht' er nichts anders, als daß sie der Himmel zu ihm geleitet habe, um ihn glücklich zu machen. Sie war der erste Gegenstand, dem es geglückt hatte, sein Herz zu rüh-

ren; und wer weiß nicht, was die erste Leidenschaft über ein Herz vermag?

Obschon Rufine ihr Hiftörchen ziemlich lang' und reif überlegt hatte, so waren ihr doch bey der Erzählung selbst verschiedene Umstände entwischt, die den verliebten Marquina hätten auf die Vermuthung bringen können, daß die Geschichte ein Märchen sey; denn hätte Leonhard ihrem Vater sein Vorhaben entdeckt, so würd' er sie ohne allen Zweifel erhalten haben, da er vornehmer war, als sein Nebenbuhler, und über dieß das Herz des Mädchens schon gewonnen hatte. Eben so hatte sie es auch in manchen andern Kleinigkeiten versehen; aber es war genug, daß sie mit einem Manne sprach, der vor Liebe blind war, und einem solchen Mund' alle Ungereimtheiten wie die offenbarste Wahrheit geglaubt haben würde.

Wie dem nun immer seyn mag, Rufinens Vortrag that allmählig die gewünschte Wirkung. Marquina both ihr blindlings alles an, was in seinem Vermögen war, seine Habe, sein Leben, sein Herz und

seine Seele. Er bath sie zärtlich, ihr Unglück ganz und gar zu vergessen, und über alles zu gebiethen, was sich im Hause fände, wie er auch schon den strengsten Befehl gegeben hätte, jeden Wink von ihr unverzüglich zu beobachten.

Diese außerordentliche Höflichkeit forderte schlechterdings, daß Rufine ihren Dank verdoppelte, und ihren Thränen noch ein Mahl freyen Lauf ließ. Marquinas Herz und Habe war ihr nun zu Gebothe.

Indessen vergnügte sich Marquina mit Worten und Verbindlichkeiten ganz und gar nicht; er wünschte wesentlichere Befriedigung; so heftig aber seine Leidenschaft war, so wenig wußt' er sich zu benehmen: denn nebst dem, daß er in ähnlichen Fällen gar keine Übung hatte, glaubt' er auch zu heilig an ihre Tugend. Der innerliche Drang, der ihn unablässig peinigte, bracht' ihn doch immer weiter von seinen gewöhnlichen Neigungen ab. Er bequeme sich schon, Geschenke und vollkommene Unterwerfung zu versuchen; thät' auch das seine Wirkung nicht, so

wollt' er ihr die Vermählung antragen. Das war das letzte Mittel, das er versuchen wollte. Er erwog weislich, daß sich mit diesem Köder auch die gewissenhaftesten fangen ließen; nur erwog er nicht, daß man bey diesem Fange Gefahr laufe, selbst über ein schlüpfriges Ufer hinunter zu glitschen.

Marquina brachte den Rest des Tages über theils voll Unruhe, theils mit den lieblichsten Träumereyen in seinem Garten zu, ohne sich um seine Geschäfte, die ihn in die Stadt gerufen hätten, im mindesten zu bekümmern. Erst den folgenden Morgen bestieg er sein Maul, ließ seine Schöne ungestört fortschlummern, und ritt seinen Geschäften nach. Bevor er aber fort ritt, band er der Gärtnerinn streng' ein, Theodoren — diesen Nahmen hatte sie sich gegeben — so bald sie erwacht seyn würde, das Frühstück zu bringen, und übrigens gut auf das Haus zu sehen. Er versperrt' auch das Zimmer, in dem er sein Geld aufbewahrt hielt, und befahl dem Gärtner, niemanden, wer es immer seyn möchte, in den Garten zu lassen; den ein-

zigen alten Mann, der Theodoren hierher geführt hätte, ausgenommen. Sofort gab er dem Neger Geld auf ein gutes Mittagmahl, und ritt fort.

Rufine wachte auf, und die Gärtnerinn bracht' ihr pünctlich das Frühstück. Sie kleidete sich an, ging in den Garten hinunter, und lobte die schöne Ordnung und emsige Pflege; der Gärtner gab sich alle Mühe, sie gut zu unterhalten; pflückt' ihr die besten Früchte, und band ihr einen wunderschönen Blumenstrauß. Als die Sonne stärker zu stechen begann, ging sie wieder in die Wohnung zurück, und fand von ungefähr eine Laute, die Marquina's Factore gehörte. Sie war in Musik sehr geschickt, und hatte auch eine vortreffliche Stimme; sie nahm also die Laute, warf sich in der Ecke des Zimmers nachlässig auf einen Stuhl, und spielt' einige rührende Melodien, bis Marquina nach Hause kam, der dieses neue Verdienst mit außerordentlichem Vergnügen entdeckte. Kaum bemerkte sie, daß er ihr vor der Thür zuhorsche, so fing sie auch zu singen an; Marquina war so hingerissen, daß er

vor der Thür beym siebenetn Himmel schwor, das wäre nicht die Stimm' einer sterblichen Gurgel, sondern sie ergösse sich gleichsam aus den überirdischen Regionen. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, und meinte, sie werde fortfahren: da er aber sah, daß sie die Laute weglege, stolperte er hinein, und schrie, ganz trunken vor Freuden: „O glücklich, übergücklich der Tag, die Stunde, die Minute, die Sie zu mir geführt hat, lebenswürdige Theodore! — Wie glücklich bin ich, diese außerordentliche Schönheit in meinem Hause zu besitzen, und mit jeder Minute neue Vorzüg' an ihr zu entdecken, die ich unmöglich mit einem Blicke hatt' auffassen können. O du glückliches Haus! Ihr glücklichen Wände, die ein Engel bewohnt! O Theodore, es zerquetscht mir das Herz! — Es schnürt mir die Gurgel zu! — Was ich Ihnen sage, kommt den Empfindungen meines Herzens bey weitem nicht nahe. Wollt' ich Sie preisen, wie Sie es verdienen, so müßt' ich der beredteste aller Sterblichen seyn, ohne dessen nur ein Mahl zu erwähnen, daß ich Ihres Lobes

gar kein Ende finden würde." Er wäre noch lange so fortgefahren, mit andern Worten dasselbe zu sagen, wenn ihn nicht Theodore unterbrochen hätte. „Liebster, bester Mann," sagte sie, „Ihr unverdientes Lob setzt mich wirklich in Verlegenheit. Ich kenne mich ganz genau, und weiß es allerdings, wenn man seine Nachsicht gegen mich übertreibt. So lassen Sie sich denn offenherzig erklären, daß ich von allem, was Sie mir da gesagt haben, nicht die Hälfte verdiene. Hätt' ich vermuthen können, daß Sie mich behorchen, so würd' ich den kleinen Zeitvertreib gewiß auf ein anderes Mahl gelassen haben; so wenig lieb' ich es, jede kleine Geschicklichkeit, die man besitzt, aufzuführen. Sprechen Sie unverhohlen; wär' es nicht thöricht, wenn ich mir einfallen liesse, daß Ihnen meine Stimme besser gefallen habe, als die Stimmen der größten Sängerinnen, die Sie in einer so ansehnlichen Stadt, wie Sevilla, oft gehört haben müssen? Indessen verkenn' ich auch nicht, daß es eine wahre Großmuth ist, Personen, die nichts Anzügliches an sich haben, einiges durch

Güte und Lob beyzulegen.“ „Um Gotteswillen,“ unterbrach sie Marquina wieder, „sprechen Sie nicht so. Ich bin von allem, was ich gesagt habe, nur zu sehr überzeugt, und ich schwör’ es Ihnen noch ein Mahl, daß Ihnen die vortrefflichsten Stimmen in Sevilla nicht gleich kommen.“

„Nun, so dank’ ich Ihnen herzlich,“ antwortete Theodore, mit einer leichten, anmuthigen Verbeugung; „ich schlage von Ihrer Großmuth ab, so viel mir gut dünkt, und liefr’ es an der Stelle zu Ihrem Vorrathe zurück. Offenherzig; ich wünschte sehnlich, daß mir mein Schicksal ungestörte Freyheit liesse, Sie länger mit dieser Laute zu unterhalten; aber — wenn ich mich auch einen Augenblick zu fassen glaube — so sink’ ich plötzlich wieder in meinen vorigen Kummer: so, wie ich diese Laute nur zum Versuch’, ob ich mich ein Weilchen zerstreuen könnte, zur Hand genommen habe.“

„Dieser Kummer soll noch in meinem Hause verschwinden,“ rief Marquina aus. „Halten Sie nur erst Ihre Thränen ein, und suchen Sie, Ihr Unglück zu vergessen. Zwei-

feln Sie nicht länger an der unumschränkten Macht, die Sie über mich haben." — „Wahrhaftig," sagte Theodore, und in ihrem Blicke war edle Rührung — Sie äußern Ihre Empfindungen so ohne Rückhalt, daß ich ungerecht wäre, wenn ich an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln wollte. Ich werd' Ihrem Rathe so viel, als möglich, zu folgen suchen. Wie ich es aber angreifen soll, daß weiß ich nicht; da steht mein Mädchenverstand stille. Wenn ich mich auch allmählig ein Bisschen trösten wollte, so machte mir doch das lange Ausenbleiben meines alten Freundes neuen Kummer."

„Nun sind es volle drey Tage, daß ich hier bin, und ihn nicht sehe, und nichts von ihm höre. Da fällt mir immer ein, wenn er vielleicht nach Granada zurück gekehrt wäre, um nicht in den Verdacht zu gerathen, daß er meine Flucht befördert habe. Dann wär' es vollends um mich geschehen; denn er hätt' auch alles Geld und Geschmeide mit sich genommen, das ich meinem Vater entwendet habe."

„Seyn sie darüber ohne Sorgen,” sprach Marquina ; „er wird seine guten Gründe haben, warum er so lange verweilt. Nein, nein; er wird nicht fähig seyn, Ihnen einen so argen Streich zu spielen. Dasselbe Mitleiden, das ihn bewogen hat, Sie aus der augenblicklichen Verlegenheit und Gefahr zu reißen, wird ihm auch nicht gestatten, Sie voll Angst, und ohne alle Unterstützung in einer andern Provinz allein zu lassen. Sollt’ er aber doch so ein Tiegerherz haben, und Sie zu verlassen fähig seyn, so werde doch ich es nicht thun; ja ich werd’ es nicht thun, und wenn sich die ganze Welt von Ihnen abziehen sollte.”

Nun konnt’ er nicht länger mehr an sich halten; er umarmte sie inbrünstig, und macht’ ihr eine förmliche Liebeserklärung, die sie eben nicht ablehnte, aber auch nicht annahm; indessen dankte sie ihm mit aller holden Sittsamkeit ihres Geschlechts, und gab zu erkennen, daß sie gar nicht zweifle, er würde seine Verheißungen gewiß erfüllen.

Nun war es hohe Zeit, zu Tische zu

gehen; sie aßen fröhlich, und beyde hofften nun schon auf dem breitesten Glückswege daher zu traben. Wir werden bald sehen, welches von beyden mehr Grund gehabt habe, sich mit dieser Hoffnung zu schmeicheln.

XIV. K A P I T E L.

Gott ist langmüthig; aber die Strafe folgt gewiss.

Rufine hatte mit dem alten Garay abgekartet, daß er sie in Marquina's Abwesenheit öfters besuchen, um aber von niemanden erkannt zu werden, und keinen Verdacht zu erwecken, als Bettler gekleidet seyn sollte. Alle möglichen Arten, Marquina's Geld aus der grossen Kiste zu hohlen, waren erwogen; aber beynahe verzweifelte sie an der Ausführbarkeit ihres Vorhabens; denn in das Zimmer, in dem der Schatz vergraben lag, konnte sie nicht. Drey Tage vergingen, ohne daß sie Ga-

ray hätte sprechen können; und während dieser drey Tage war sie von einer ununterbrochenen Bestürzung befangen, war aber zugleich immer auf der Huth, ließ ihren Marquina nicht aus den Augen, und war endlich so glücklich, den Ort zu entdecken, wo er den Schlüssel zur Geldkiste verbarg.

Bevor die Nacht einbrach, und so bald sich Marquina entfernt hatte, stand Rufine am Fenster, und sah Garay, als Bettler gekleidet, mit einem Paar Reisetaschen über Brust und Rücken, daher kommen. Als er unter das Fenster getreten war, und mit verstellter Stimm' um Gotteswillen um Almosen gebethen hatte, fragt' ihn Rufine, woher er komme. „Aus Granada,“ antwortete er. —

„Aus Granada?“ rief sie. — „O liebe Frau Anne,“ — man wird sich wohl noch erinnern, daß die Gärtnerinn so hieß — „liebe Anne, gehen wir hinunter. Ich möchte den Bettler gar zu gern sprechen, und fragen, wie lang' er wohl von meiner Vaterstadt abgereist ist.“

Die Gärtnerinn hätte gar keinen Grund

gehabt, ihr diese Bitte zu versagen; sie gingen denn zur Thür hinunter, und die Gärtnerinn liefs den Bettler in den Garten ein. Rufine fragt' ihn also, wenn er von Granada abgegangen sey, und er antwortete; „Seit acht, oder neun Tagen.“ Sie setzte ihm über dieß mehrere so lange und weitläufige Fragen, daß sie die Gärtnerinn, die andere Arbeit hatte, allein liefs, und nach ihrer Wohnung ging. Unterdessen brachte Rufine und ihr Busenfreund alles in Ordnung, was die folgende Nacht geschehen sollte.

Garay ging fort, und Rufine eilte auf ihr Zimmer zurück. Sie sagte der Gärtnerinn, daß sie von diesem Bettler verschiedene Neuigkeiten gehört hätte, die sie eine baldige Rückkehr in ihre Vaterstadt hoffen ließen. Die Gärtnerinn und die übrigen Hausleute kreuzigten sich nicht wenig über diese unglückliche Nachricht; denn wenn dieser holde Schutzgeist ihre Mauern verließ, hatten sie zwey Übel zu befürchten; nämlich, daß Marquina in seine vorige mürrische und menschenfeindliche Laune verfiele, und daß er an

ihrem schmahlen Unterhalte die außerordentlichen Ausgaben wieder herein zu bringen suchte, die er Theodores wegen gemacht hatte.

Marquina kam gegen den Abend zurück, und fand sein Liebchen ungleich fröhlicher, als jemahls. Er ward nun kühner, sprach von seiner Liebe freymüthiger, und wiederholte ihr die Beschreibung seiner Leiden. Nun ward auch Theodore allmählig wärmer; sie antwortete ihm nicht mit Worten, aber mit Blicken, die ihm Hoffnung strahlten. Sie schalt ihn aus, daß er so spät zurück gekommen sey, und dahlte mit seiner Hand und seinem Spitzbärtchen; er ward nun schon beynahe übermüthig; er umschlang sie mit beyden Armen, küßte ihr die Stirn; sie bog sich kaum zurück; er küßte ihr die Wange; sie gab ihm ein tändelndes Maulschellchen; er küßte ihr den Mund, und ihre Antwort war: „Nicht zu viel auf ein Mahl!“ Nun wufte sich Marquina kaum mehr zu fassen; seine alte Seele rang mit einem Strohme von Wollust, in dem sie unterzu tauchen drohte. Er sprang tölpisch herum,

wie ein bejahrter Hauskater, der sich auf die Freuden seiner Jugend erinnert.

Unterdessen war aber Marquina's Rechnung nicht ganz richtig; er vermuthete, die Festung würde keinen weitem Widerstand mehr leisten, und sich an der Stell' ergeben; aber Theodorens Schamhaftigkeit hätte das unmöglich zugelassen. In dieser süßen Hoffnung steckt' er ihr einen herrlichen Demant an den Finger; sie dankt' ihm mit einem zärtlichen Blicke, und belohnt' ihn entgegen mit einigen schmelzenden Melodien, die sie nach dem Abendessen in die Laute sang. Endlich trennten sich die beyden Geliebten; aber jedes von ihnen war mit andern Gedanken beschäftigt. Marquina seufzte nach Theodorens Reitzen, und Theodore lechzte nach Marquina's Gelde.

Alles war nun zu Bette; alle Feuer im Hause waren abgelöscht, und Marquina weidete sich schon an den angenehmsten Traumbildern. Unterdessen hatte Garay einige seiner Herzensbrüderchen zusammen gelesen, und stellte sie nun bey dem Garten an. Sie hatten einen von Stroh

ausgestopften Mann bey sich, der in einen Mantel eingeschlagen war: diesen stellten sie von Marquina's Fenster gerade gegen über, und unterstützten ihn mit einem Stocke. Die Nacht war ihrem Schelmstreich' ungemein günstig; denn man sah kaum ein Sternchen am Himmel.

So bald der Strohrmann aufgepflanzt war, verbargen sie sich hinter der Gartenthür, und polterten mit einem Knüttel mächtig an. Marquina wacht auf, und erschrickt über dem Lärmen. „Jago!“ ruft er.

„Was befiehlt der gnädige Herr?“ —

„Was ist das für ein Lärmen an der Gartenthür? — Laufe geschwind' hinab! — Ich bin nicht gewohnt, so spät Besuch anzunehmen.“

Jago läuft hinunter, ruft, wer es sey; niemand gibt Antwort; er läuft wieder hinauf, und versichert seinen Herrn, es wäre nichts gewesen; Marquina beruhigt sich, schlummert wieder ein, aber — plötzlich erhebt sich das Gepolter noch ungestümer, als zu vor. „Jago! — Geschwinde noch ein Mahl hinunter!“ Jago fliegt zur Gartenthür; er sieht nichts, hört

nichts , und versichert seinen Herrn wiederholt, daß er ruhig schlafen könne.

Marquina gibt sich aber nicht zufrieden, steht auf, öffnet das Fenster, und ruft hinaus: „Zum Wetter, wer untersteht sich, um Mitternacht so an der Thür zu poltern, und das ganze Haus im Schlafe zu stören?“ — Niemand gibt Antwort; er schaut aufmerksam nach allen Seiten herum, und entdeckt endlich den Strohmann, der ganz in der Fassung bleibt, und sich um ihn gar nicht zu kümmern scheint. Nun befiel ihn eine Angst; denn er konnte sich nichts vorstellen, als, daß es ein Mensch wäre, der böse Absichten hätte.

Er faßte aber doch Muth, oder wollte wenigstens herzhaft scheinen, und schrie dem Strohmanne mit entschlossener Stimme zu: „Mein Herr Liebhaber, Sie wollen meiner spotten; aber Sie irren sich sehr, wenn Sie mich für den Mann halten, der mit sich Spasß treiben läßt. Gehen Sie Ihrer Wege, und lassen Sie mich ruhig schlafen, oder ich brenn' Ihnen meine Flinte vor den Kopf.“ Hierauf schloß er das Fenster wieder zu, und legte sich zu Bette. Er

lag aber kaum eine Minute, als man das Gepolter noch weit stärker, als die beyden ersten Mahle, wiederhohlte. Nun griff er um die Flinte, die er immer zur Vertheidigung seiner Kiste neben dem Bette geladen hangen hatte, rifs das Fenster auf — und der gelassene Fremde stand noch unverrückt da.

Marquina schäumte vor Wuth. „Das heist die Unverschämtheit zu weit treiben!“ schrie er; „das ist mehr als Scherz, und verdient eine abschreckende Züchtigung. Darum gehen Sie ohne Verzug von der Stelle, wer Sie auch immer seyn mögen; räumen Sie mein Haus, oder ich jage Sie hinaus, es mag Ihnen dann anstehen, oder nicht.“ Mit diesen Worten legte er die Flinte an die Wange, und drohte schon abzudrucken; — aber noch immer achtete die unbewegliche Person all sein Drohen nicht im geringsten.

Marquina hatte ihn nun zum dritten Mahle gewarnet, damit die Sache kein verdrüssliches Ende nähme, und beschloß also Feuer zu geben. Er drückt los; dem Strohmanne fahren drey Kugeln durchs

Herz, und er sinkt zu Boden. Garay, dem nicht die geringste Kleinigkeit entwischt war, schrie mit einem sterbenden, röchelnden Tone: „Hülfe! Hülfe! — Ich bin verwundet! — Ich bin todt!“ — und zu gleicher Zeit erhob er mit seinen Leuten einen Lärmen, daß man einen Menschen ermorde.

Marquina erschrak nun selbst über seine That, und fing an, vor ihren Folgen zu zittern. Er warf das Fenster zu, und lief auf Rufinens Zimmer, weckte sie, und erzählte ihr den Vorfall. Rufine schien ganz betäubt, und vergrößerte seine Furcht noch durch ihre Verweise. „Waren Sie denn in ihrem eignen Hause nicht sicher genug?“ sagte sie. — „Zu was diesen tollkühnen Streich? — Warum ließen Sie nicht diese Trunkenbolde — denn wahrscheinlich wars sonst niemand — die halbe Nacht nach ihrer Lust poltern? — Am Ende würden sie doch nachgelassen haben. Wärs nicht besser gewesen, ein Paar Stunden vom Schlafe zu verlieren, als einen Menschen zu ermorden, und sich den Folgen auszusetzen, die ein Mord

nothwendig, unvermeidlich nach sich ziehen muß?" — So fuhr sie fort, und fügte alles Mögliche hinzu, was den guten Mann verwirren konnte. Es gelang ihr so gut, daß er in eine solche Angst und Herzensbangigkeit gerieth, in der er sich schlechterdings nimmermehr zu rathen wußte. „Was ist zu thun?" — „Was sonst," sagte sie in einem entscheidenden Tone, „als daß Sie sich so geschwind' als möglich ins nahe Bernardinerkloster flüchten; denn ertappt man Sie, so schmachten Sie ohne Rettung im Gefängniß, und sind auf immer verloren." Marquina war in voller Verzweiflung; er verfluchte die Stunde seiner Geburt, seine Flinte und den Strohmänn. Er rief alle Hausleute zusammen, sagt' ihnen, was geschehen sey, und fragte sie um Rath. Rufine wiederholte geschwinde den ihrigen, und das ganze Haus, das nur auf sie horchte, war mit ihr verstanden. Jeder war gegen Marquina aufgebracht, und verkündigte ihm ein tragisches Ende.

Nun war vollends sein Verstand verloren: seine Gedanken waren alle unter ein-

ander gerüttelt, seine ganze Einbildungskraft war in Aufruhr: er sah sich schon unter den Händen der Gerechtigkeit, und sein Geld unter den Händen ihrer gierigen Priester. Er war schon auf der Folter, und mußte sein Verbrechen gestehen; er ward schon zum Hochgerichte geführt, ohne daß man auf seine Entschuldigungen gehört hätte. Er faßte endlich den Entschluß, sein Leben in Sicherheit zu setzen, und in das Bernardinerkloster zu fliehen. Was wird aber unterdessen aus seinem Gelde werden? — Wohin kann er es verbergen? Wem kann er es anvertrauen? Was für eine peinliche Lage für einen Mann von seinem Gelichter! Auf sein Gefinde, das ihn nicht liebt, kann er nicht bauen; er hat keinen Freund; und überdies, was das Schlimmste ist, er hat keine Zeit zu verlieren, und muß sich so geschwind' als möglich zu entfernen suchen. In dieser äußersten Unruhe fragt' er Rufinen auch hierüber um Rath. Die Schlange stellte sich an, als ob sie sich selbst kaum fassen, und zu nichts bestimmen könnte. Endlich gab sie einen wohlver-

(*Rufina I. Th.*)

h

dauten Rath, den ihr Geliebter ohne Verzug befolgte. Sie fragte ihn, wie viel Geld er wohl beyläufig zu Hause haben dürfte. Er gestand offenherzig, daß es vier tausend Thaler in Golde, und über zweytausend Thaler in Silber betrüge. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre,“ fuhr sie fort, „ich würde dieß thun. Da Ihre Flucht höchst dringend ist, und Sie das Geld, ohne größte Gefahr, entdeckt zu werden, unmöglich weiter bringen können, so müssen Sie es im Garten an einem Orte, wo es sich wieder finden läßt, einscharren; Sie müssen ein Zeichen dort lassen, an dem Sie es erkennen können. Das müssen Sie aber selbst thun, ohne sich Ihren Hausleuten zu vertrauen, die sonst Ihre Abwesenheit benutzen dürften. Sie wissen, bey dieser Zeit kann man niemanden ins Herz sehen. Ich will Ihnen helfen, so viel meine Kräfte zulassen, und will den Schatz gewiß getreu bewachen.“

Marquina fühlte sich durch Theodorens Unruhe, in der sie um seinetwillen wäre, in seiner Bestürzung angenehm gelabt. Er war nun ganz überzeugt, daß sie ihn un-

ausprechlich liebe, und dieser Gedanke vergrößerte nur seinen Schmerz; denn gerade da er auf dem ebensten Wege zu seinem Glücke war, geräth er in die nächste Gefahr, sie zu verlieren. Er weinte wie ein Kind, und hätte sich ganz der Verzweiflung überlassen, wenn sie ihm nicht Muth gemacht hätte, ihren Rath ungefäumt zu befolgen. Er hieß seine Leute auf ihr Zimmer gehen, und verspernte sie; dann machte er sich mit seiner Schutzgöttinn zur Übertragung des Schatzes fertig. Der Schatz lag, wie gesagt, in einer schweren eisernen Kiste. Sie packten Anfangs das Gold aus, legten es in ein kleines Kästchen, und gingen nun in den Garten hinunter, um es einzuscharren. Sie gruben ein ziemlich tiefes Loch, worein sie sofort auch das Silber vergruben, das sie mit vieler Mühe hinunter schleppten; denn beyde waren so schwerer Bürden nicht gewohnt. Nachdem nun Gold und Silber wohl mit Erde bedeckt war, streuten sie noch einiges Gras darüber, und ließen zum Merkmahl' einen Stein auf der Grabstätte liegen.

Bey drey hundert Thalern in Geld hatte Marquina für die Nothdurft zu sich gesteckt: funfzig hatte er Rufinen gegeben, damit auch sie sich irgend wo verbergen könne, bis diese unangenehme Sache zu Ende seyn würde. Als nun alles in Ordnung war, öffneten sie das Zimmer des Hausgesindes wieder, und gingen auf den Dachboden, von dem sie auf der Straſse verschiedene Personen mit Laternen sahen. Das war Garay mit seinen Leuten, die sich, der Verabredung mit Rufinen gemäß, in Gerichtsdienner verkleidet hatten. Sie ermangelte nicht, ihm alles zu vergrößern, und wiederhohlt in ihn zu dringen, daß er sich ins Kloster flüchten möchte. Das Thor schien von den verkleideten Gerichtsdiennern schon besetzt, und so waren denn Marquina und Rufine genöthigt, durch eine Bresche in der Gartenmauer zu entwischen. Das ganze Hausgesinde schloß ihnen durch die Bresche nach; denn jeder fürchtete sich, dem Gericht' in die Hände zu fallen, und für ihren Herrn die Zeche bezahlen zu müssen. So war denn Haus und Garten öd' und leer, bevor der Tag zu dämmern begann.

Marquina und seine Geliebte verbargen sich in der Gegend ums Kloster, und verbargen sich darin, so bald die Pforte geöffnet wurde. Garay, der mit seinen Leuten alles beobachtet hatte, was vorgegangen war, dachte nun auf weiter nichts, als wie er mit Rufinen das Weitere abkarteten könnte. Er dankte denn seine Brüderchen ab, verkleidete sich als Mönch, und ging ins Kloster, wo er Rufinen sprach, ohne daß es der Alte bemerkt hätte; denn die Furcht hatte ihn so gewaltig ergriffen, daß er sich in die Gruft verkroch, um recht sicher zu seyn.

Rufine gab ihrem getreuen Garay von allem strenge Rechenschaft, wie sie alles eingeleitet, und wie sie das Silber vergraben hätte, hülthete sich aber sorgfältig, des Goldes zu erwähnen, das sie für sich allein behalten wollte. Sie zog Knabenkleider an, die Garay in der Caputze mitgebracht hatte, und so gingen sie mit einander, und noch einem von ihren Gehülften, um Mitternacht ins öde Haus. Rufine schloß zuerst durch die Bresche hinein, und ließ die andern unter dem Vorwande, daß sie

auspähen wolle, ob das Feld rein sey, draussen warten.

Sie fing aber hurtig am wohlbekannten Plätzchen zu graben an, und hob das Kästchen mit Golde, das sie unter Gras und Gesträuche verbarg. Als es in Sicherheit war, hohlte sie erst ihre Gefährten, die schon vor Ungeduld brannten, und zeigte ihnen den Ort, wo noch das Silber lag, den sie wieder zugescharret hatte. Sie gruben es aus, und begaben sich sofort in ein nahes Wirthshaus, um von ihren Beschwerden, die allerdings nicht geringe waren, auszuruhen.

XV. K A P I T E L.

Marquinas bußfertige Reue und Verzweiflung.

Nachdem Garay und sein Gespann auf Rufinens und Marquina's Wohlseyn ein Bilschen mehr als gewöhnlich getrunken hatten, warfen sie sich aufs Bett, um einige Stunden zu ruhen.

Rufine stellte sich an, als thäte sie dasselbe; aber so bald sie die andern einschlafen sah, machte sie sich ganz allein auf, und ging mit unglaublicher Herzhaftigkeit um ihr Goldkästchen, das sie im Garten gelassen hatte. Ihr Unternehmen gelang ihr vortrefflich, und sie kam glücklich in die Schenke zurück, bevor ihre Gesellschaft erwacht war.

Den folgenden Tag gingen sie nach Sevilla, und theilten dort ihr Silber. Rufine faßte nun den Entschluß, tiefer in die Welt hinein zu ziehen, und packte ihr ganzes Vermögen, samt dem kostbaren Kästchen zusammen. Garay bestimmte sich durch ihr vortreffliches Benehmen bey dieser letzten Geschichte, sein Glück mit ihr zu versuchen. Sie setzten sich also auf den Postwagen, und fuhren gegen Madrid zu. Wir lassen sie in Frieden fort ziehen, und sehen uns unterdessen nach dem unglücklichen Marquina um, der noch immer im Kloster steckt.

Der gute Mann brannte vor Liebe zu seiner Theodore, und war untröstlich, daß er sie nun volle vier Tage nicht ge-

sehen hatte. Er wußte sich ihr Aussehen gar nicht zu erklären, denn sie hatte ihm doch versprochen, so geschwind' als möglich zurück zu kommen. Er bath einen Mönch, der sehr oft nach Sevilla ging, und mit dem er Bekanntschaft gemacht hatte, sich zu erkundigen, was wohl vorgehe, und vor allem, ob das Gericht sehr damit beschäftigt wäre, dem Mörder auf die Spur zu kommen. Der Mönch erkundigte sich bey allen seinen Freunden, die von der Sache hätten unterrichtet seyn müssen; aber niemand wußte das geringste, weder von einem neuerlichen Morde, noch von einer gerichtlichen Nachforschung. Er berichtet' es dem armen Marquina, und bewog ihn, das Kloster zu verlassen; Marquina wagt' es aber noch nicht, sich öffentlich zu zeigen. Er machte sich erst des Nachts auf, und ging zu einem seiner Freunde, dem er alles vertraute, und den er ebenfalls bath, sich zu erkundigen, wie man in der Welt von dieser Blutgeschichte spräche.

Auch dieser Freund konnte nichts erfahren. Marquina gab ihm nun den Schlüs-

fel zu seinem Hauf", und ersucht' ihn, ein wenig darin nachzusehen. Der Freund ging hin, und fand es ganz leer; den einzigen Maulesel sah er, der vor Hunger gestorben war. Er berichtet' es seinem Freunde treulich, und bewog ihn selbst hinzugehen, und in Sevilla wieder ungehindert zu erscheinen, wie ehemahls. Marquina war voller Freuden, obschon ihm der todte Maulesel einiger Maffen auf dem Herzen lag; Theodorens Abwesenheit aber fiel ihm außerordentlich schwer, denn er vermuthete schon nichts mehr, als das sie ihrem Vater in die Hände gefallen sey.

Er ging also wieder nach Hause, und einige Stunden nach ihm das ganze Hausgefinde, das sich ebenfalls in der Nachbarschaft verborgen gehalten hatte. Marquina konnte die Nacht kaum erwarten; so bald sie eingebrochen war, eilte er in den Garten hinunter, um den Schatz zu heben. Er nahm Licht mit, und ließ sich vom Gärtner begleiten. Nun stand er auf dem glücklichen Boden, in dem er sein Gold und Silber versenkt hatte. Er grub

rings umher; der Schatz wollte sich nicht zeigen. Er bethete, der Gärtner fluchte; der Grasboden war weit und breit umgewühlt, aber alle Mühe war umsonst. Rufine war die einzige, die um sein Geheimniß wußte, und nun fuhr in ihm der Gedank' auf, daß sie ihm diesen Streich gespielt haben dürfte. Er konnte sich aber noch nicht überreden, daß diese himmlische Erscheinung ein verummter höllischer Dämon gewesen seyn sollte. Er durchlief den ganzen Garten noch ein Mahl wie ein Nachtgeist; er schlug sich vor die Stirn, und wühlte, und schlug mit der Haue so unvorsichtig um sich, daß der Gärtner, der ihm nicht von der Seite treten durfte, immer in Gefahr war, ein Bein zu verlieren. Der Gärtner, der um das Geheimniß nichts wußte, frug ihn um die Ursache seiner Angst; Marquina war aber stumm, wie die Verzweiflung, und lief auf sein Zimmer; denn er hoffte, das Geld am Morgen zu finden. Er warf sich aufs Bett, und brachte die Nacht in der peinlichsten Unruhe hin.

Mit Tages Anbruche rief er den Gärtner,

dem von der geltrigen Bewegung noch alle Glieder gebrochen waren, neuerdings zur Arbeit. Den ganzen Morgen ward herum gewühlt, daß der ganze Garten wie ein Maulwurfshaufen ausfah: aber nichts war zu finden, als die ehemahlige Ruhestätte seines Geldes. Nun wars mit ihm geschehen; sein Herz war wie eine Glascheibe zerschmettert. Er rannte mit dem Kopfe gegen die Bäume, fluchte, weinte, und hätte sich vielleicht am nächsten Aft' erhängt, wenn er nicht in Ohnmacht gefallen wäre. Seine Hausleute brachten ihn mit Mühe zu sich: nun erzählte er ihnen alles, und beschwor sie, Theodoren auf allen Wegen und Stegen nachzusetzen. Sie liefen auch wie unsinnig gegen alle Himmelsgegenden aus, aber Theodore war über alle Berge. Marquina hatte eine gefährliche Krankheit zu überstehen, und konnte die ganze Zeit seines Lebens nicht mehr fröhlich werden. Sein Abenteuer ward in der Stadt bald ausgebracht, und alle, die seinen Geitz gekannt hatten, erlustigten sich mit seinem Unglücke; nur wenige fühlten Mitleiden.

DONNA
R U F I N A.

Z W E Y T E S B U C H.

XVI. K A P I T E L.

Das längste im ganzen Buche.

Rufina reiste also , wie gesagt , ohne Verzug von Sevilla ab , damit ihr nicht etwa ein ungelegenes Abenteuer in die Quere kommen möchte. Sie wußte , daß Marquina sein Geld zu zärtlich liebte , als daß er nicht alles in Bewegung setzen sollte , um es wieder zu erlangen. Der gute Mann war aber dieß Mahl nicht hurtig genug gewe-

fen ; und Rufine gewann so weit Vorsprung, daß sie nicht mehr zu erreichen war.

Sie hatte mit Garay zwey Maule gemiethet, und so waren sie auf Carmona zu getraht, welches beyläufig eine halbe Tagreise beträgt. Zu Sevilla hatten sie die zwey ersten Plätze auf der Kutsche, die nach Madrid abging, gemiethet. Bis nun die Kutsche ankam — denn sie mußte nothwendig durch Carmona, hielten sie sich in einem Wirthshause verborgen, und Rufine unterhielt sich mit Betrachtungen über das Schicklal, das ihr so in der Welt noch bevor stände. Sie besaß vier tausend Thaler in Gold, und ein artiges Sümchen in blankem Silber ; mit diesen wollte sie nun in Madrid eine wichtige Rolle spielen.

Während sie so schon manchen Plan entwarf, war die Kutsche angekommen. Sie war mit sechs Personen besetzt ; einem ansehnlichen Herrn mit seiner Gemahlinn, einem Priester, zwey Studenten, und den Bedienten des Geistlichen. Da sie alle wußten, daß ihre zwey neuen Reisegefährten den ersten Platz bezahlt hätten, ward er diesen auch ohne Weigerung angewiesen.

Garay war aber zu artig, als daß er nicht seinen Platz der fremden Dame hätte räumen, und sich neben ihren Gemahl setzen sollen.

Der Wagen fuhr bey recht angenehmer Witterung ab, und alle, die darin saßen, waren vergnügt, so gute Reisegeellschaft gefunden zu haben. Der Geistliche und der Herr waren sehr wohlgemuth; die zwey Studenten waren witzig, und Garay mit den zwey anderen Damen gab ihnen nichts nach. Nachdem man eine Weile vom Wetter, von Staatsneuigkeiten und unsichern Straßen gesprochen hatte, entdeckte der Priester, daß er eben nach Hof ginge, um die Erlaubniß zum Drucke zweyer Werke, die er verfaßt hätte, zu bewirken. Dom Alvarez, so hieß der ansehnliche Herr, äußerte einige Neugierde, den Inhalt dieser Werke zu erfahren. Doctor Monsalvo, der Verfasser, leistete ihm sogleich Genüge, und sagte, das eine enthalte zwölf moralische Novellen, und das andere sey eine Sammlung von Gedichten, die er verfaßt hätte, als er zu Salamanca studierte. Er war auch so höflich, daß er sich erboth, ei-

nige Stücke vorzulesen, wenn es der Gesellschaft anstände. Rufinen wandelt' ihr gewöhnlicher Vorwitz an, und sie ersucht' ihn, etwas mitzutheilen.

„Gnädige Frau,” sagte Monsalvo, „ich gebe mir alle Mühe, den Ton des Hofes zu treffen. Ich vermeide alles, was den Vortrag schleppend und langweilig machen könnte: ich haß' alle niedrigen Ausdrücke und langen Erzählungen. Ich schreibe, wie ich spreche; denn ich habe bemerkt, daß man dem Natürlichen ungleich geneigter ist, als dem Gefuchten. Ich wage freylich nicht wenig, da ich zu einer Zeit auftrete, wo so viele vortreffliche Köpfe mit Meisterstücken wetteifern. Ich rede nicht nur von Männern, die sich den schönen Wissenschaften widmen, sondern auch von den Damen, die jenen in nichts weichen. Donna Maria de Zayas und Soto Mayor, die sich den rühmlichen Nahmen der Sybille von Madrid erworben hat, glänzt in ganz Spanien. Die Vortrefflichkeit ihrer Prose, die Harmonie, und das Ebenmaß ihrer Verse sollten, wie mich däucht, den berühmtesten Federn Spaniens

den Muth nehmen." Unter diesen Worten nahm er einen Pack Schriften aus dem Felleisen, räusperte sich, und begann zu lesen, nachdem er alle Zuhörer noch ein Mahl begrüßt hatte.

ERSTE NOVELLE.

Wer alles will, verliert alles.

„Valencia, eine der berühmtesten Städte unfers Spaniens, durch ihren Adel, ihre schönen Geister, und die große Anzahl heiliger Leiber, die dort verwahret liegen, berühmt, war Dom Alexanders Vaterstadt, eines jungen Edelmannes von den vortrefflichsten Eigenschaften. Er hatte sein Vaterland sehr früh verlassen, und einen Oheim nach Flandern begleitet, der Seiner katholischen Majestät damahls als Capitän der Cavallerie diente. Er zeichnete sich aus, erhielt den St. Iago-Orden nebst einer Pension, und verschiedene Ämter. Nach seinem letzten Feldzug' erhielt er zu Anvers die Nachricht vom Tode seines Vaters, der

ihm ein großes Vermögen hinterließ. Obschon er sich nun, ohne alle Beschäftigung, in ein üppiges Leben hätt' einlassen können, so neigte sich doch seine Denkungsart ganz und gar nicht dahin; er suchte seine Ehre im Dienste des Königs, und in den Gefahren des Krieges.

Unterdessen forderten doch seine häuslichen Geschäfte unumgänglich, daß er nach Valencia reiste. Er that es, ward von seinen Verwandten mit Freuden empfangen, und widmete sich seiner Absicht ganz und gar, ohne die gewöhnlichen Ergetzungen der Jugend mitzumachen. Obschon er Soldat war, war er doch ein Spieler; ebenso war er auch nicht sehr zur Liebe geneigt, obschon er häufig Gelegenheit hatte, die schönsten Damen von Valencia zu sprechen, und obschon es ihn eben nicht viel Mühe gekostet haben würde, bey ihnen Gehör zu finden. Seine einzige Unterhaltung waren Pferde, die er abrichtete. Er hatte vier ausgefuchte Hengste aus Andalusien, auf denen er sich bey den Stiergefechten durch eine außerordentliche Geschicklichkeit auszeichnete.

In Valencia pflegen die meisten Familien im Fröhlinge die Stadt zu verlassen, und auf ihren Meiereyen, die sie in der Nähe haben, dem Seidenbaue zu warten. Um diese Zeit liefs sich Alexander eines Tages das Pferd satteln, und ritt die liebliche Ebne neben dem Kloster Maria Hoffnung hinunter. Diese ganze Ebne scheint ein Garten zu seyn; überall duften blühende Pomeranzenbäume, wohlriechende Blumen und Kräuter. Er hatte den ganzen Nachmittag auf diesem Spazierritte hingebracht, und noch konnt' er diese zauberische Gegend kaum verlassen. Die Sonne neigte sich schon hinter die Berge, und er ritt eben bey einem Landhause vorüber, das am angenehmen Flüschen Turin lag, als er mit einem Mahl' ein leises Harfenspiel hörte. Er hielt das Pferd an, und hoffte, die sanfte Spielerinn dürfte vielleicht auch ihre Stimme hören lassen. Er wartete lange voll Ungeduld, aber die Unsichtbare fuhr fort, einige Stücke zu spielen, und zwar nach ziemlich langen Zwischenräumen, die Alexanders Geduld immer straffer spannten. Die Nacht brach ein, und Alexander, wie von einer

fremden Macht gefesselt, gab das Pferd seinem Bedienten, und blieb zurück. Er war in einer Stimmung, in der er sich noch nie befunden hatte: das Romantische des Orts, das Dunkel der Nacht, und die überraschende, liebliche Musik hatten mächtig auf ihn gewirkt, und sein ganzes Wesen befangen. Er legte sich unter dem Balkon, von dem die Musik kam, auf den Rasen, und brannte vor Verlangen, die hinreißende Künstlerinn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Kaum hatte er so einige Minuten geharrt, als er beym Mondenlicht' eine Dame auf den Balkon heraustreten sah, um frische Luft zu schöpfen. Sie begann nun ihr Harfenspiel wieder, begleitete es aber mit einer so schmelzenden Stimme, daß Dom Alexander die ganze Nacht durch mit ununterbrochenem Vergnügen zugehört haben würde. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, und hörte denn, daß die Dame Verse sang, mit denen sie über die Abwesenheit eines Liebhabers klagte. Sie stellte endlich die Harfe beyseite, lehnte sich auf den Balkon, und erblickte Alexandern. Da er nun einmahl entdeckt war, wollt' er die Gelegenheit

nicht unbenützt entzwischen lassen. Er trat hin so nah' er konnte, und sprach: „Wie glücklich ist der Abwesende, der die Klag' einer so vortrefflichen Stimme über seine Entfernung verdient! Ich wünscht' ihn zu kennen; ich würd' ihm zu jedem Seufzer Glück wünschen, den so harmonische Lippen für ihn ausgestoßen haben.“ Die Dame war Anfangs ein wenig betreten, faßte sich aber bald wieder, und, obschon sie den Mann, mit dem sie sprach, nicht kannte, sagte sie doch: „Wenn ich Verse gesungen, und Sie selbe verstanden haben, so wars doch gewiß ohne alle Absicht: es ist niemand abwesend, der mich nach diesem Klage tone stimmen könnte.“ — „Wie wollen Sie mich aber dessen versichern?“ erwiderte Alexander. „Beweisen nicht die klaren Worte, die ich gehört habe, deutlich, daß Sie eine Leidenschaft im Herzen nähren?“

„Und gesetzt, es wäre so,“ antwortete die Dame, „was kümmert das Sie?“

„Mehr, mehr, als Sie vielleicht glauben,“ fiel ihr Alexander in die Rede; „denn Ihre Zauberstimme hat auf den Zuhörer zu mächtig gewirkt, als daß er sich nicht über

das aufzuklären suchen sollte, von dem die Ruhe seines Lebens abhängt.”

Die muntre Dame brach über diesen pathetischen Ausdruck in ein lautes Gelächter aus, über das unser Schwärmer nicht wenig stutzte. Nach einer langen Pause begann er wieder: „Wie, vortreffliche Unbekannte! — Zweifeln sie an der Wichtigkeit meiner Äußerung?“ —

„Sie haben die Entschuldigung meiner Unartigkeit eben selbst ausgesprochen,“ antwortete sie; „denn gerade das ist, was mich dazu gebracht hat. Sie überhäufen mich mit Lob’, und kennen mich nicht; — haben mich nicht ein Mahl gesehen: aber vielleicht war ich nicht ein Mahl unartig; vielleicht waren Sie es. Wenn ich schlecht gefungen, und Sie vielleicht in irgend einer angenehmen Träumerey gestört habe, so sollten Sie mich das nicht durch eine Spötteley empfinden lassen. Auch wußt’ ich nicht, daß mich jemand behorche, sonst würd’ ich auf alle Fälle so bescheiden gewesen seyn, zu schweigen.“

„O Sie foltern mich, Sie foltern mich, gnädiges Fräulein — oder Frau! Ich weiß

nicht, mit wem ich spreche; nur das weiß ich, daß Ihre Stimme, bey meiner Ehr' und bey meinem Adel! außerordentlich schön ist, und daß der, dem Ihr Gesang galt, der verdienstvollste Mann auf Erden seyn muß. Aber es ist zu viel; er ist zu glücklich. Reißen sie ihn durch eine kleine Eifersucht aus dem Taumel, in dem er fortlebt, ohne vielleicht selbst die Größe seines Glücks ganz zu kennen."

Diese letzte Rede fiel der Dame besonders auf, denn sie konnte nicht vermuthen, daß sie ohne näheren Grund gesagt seyn sollte; sie änderte also ihren Platz, um mit dem Fremden bequemer sprechen zu können. „Sie gerathen auf befremdende Ausdrücke, sagte sie, aber ich muß Sie noch ein Mahl erfuchen, den Gedanken, daß meine Melancholie eine geheime Neigung zum Grunde habe, schlechterdings fahren zu lassen. Niemand lebt in der Welt, für den ich solche Empfindungen hegte, und ich hoffe, sie sollen die Ruhe meines Lebens niemahls stören.“ „O Gott, wär' es wirklich so!“ seufzte Alexander; „alles, was ich auf Erden habe, würd' ich daran setzen.“

„Wagen Sie viel auf die Wette?“

„Sie verstehen mich unrecht. Wenn ich Herr der ganzen Welt wäre, ich würde sie für gut angewendet halten, wenn ich sie daran setzte.

„Ich kann mich wahrhaftig glücklich schätzen,“ sagte sie, „so verbindliche Sachen zu hören, ohne daß ich mir einbilden könnte, wie ich zu dieser Ehre gekommen bin. Aber wär’ ich nicht ein gar eitles Geschöpf, wenn ich alles so für bare Münze annähme? — Auch ich wett’ alles, was ich auf Erden besitze, daran, — daß Sie ein andres Lied anstimmen, wenn Sie mich sehen.

„Nein, nein, und noch ein Mahl nein, erwiederte er;“ meine Ohren können mich nicht täuschen, und ich bin vollends berechtigt, von dieser hinreißenden Stimm’ auf alle übrigen Reitze zu schließen, die mich die Nacht zu sehen hindert!“

„Gut,“ sagte die Dame; „ich will so schwach seyn, und mich entschließen, Ihnen die Hälfte zu glauben, aber unter einer Bedingung,“ —

„Und diese wäre“ —

„Wenn Sie mir sagen, wer Sie sind.“

„Warum das? — Warum?“ — schrie er beynahe — „Ich möchte das gar zu gern auch ohne diese Bedingung verdienen.“

„Wie mit scheint,“ fuhr sie fort, „sind Sie ein Mann vom Stande: indessen, da Sie sich nicht entdecken wollen, muß ich vermuthen, daß Sie ihre Gründe dazu haben mögen. Sie werden mir vergeben, daß ich mich jetzt entferne; man hat mich eben abgerufen; wir haben Gesellschaft zu erhalten, und diese wird nun angekommen seyn. Leben Sie recht wohl!“

„Nur noch ein einziges Wort,“ sagte Alexander; „werd’ ich Sie morgen um diese Zeit wieder hier sprechen, oder wenigstens hören?“ —

„Ich weiß nicht, ob es wird seyn können; indessen mögen Sie sich einfinden; wenn ich auch gehindert seyn sollte, Sie zu sprechen, wird es mir doch angenehm seyn, wenn Sie mir diese Aufmerksamkeit beweisen.“

„O tausend Dank!“ schrie Alexander, und streckte den Arm um ihre Hand hinauf, obschon der Balkon gegen drey Klafter über seinem Kopf’ erhoben war: „ich wer-

de mich gewisser einfinden, als die Stern' am Himmel."

„Nur nicht so hastig," sagte sie; „Ihre Hefigkeit wird allmählig bedenklicher. Wenn es sich ja fügt, daß ich Sie morgen treffe, so lassen Sie doch ihre Hyperbeln zu Hause; denn, offenherzig zu reden — sie sind ganz und gar nicht nach meinem Geschmacke. Ich würde mich wider Willen gezwungen sehen, Sie unter den gewöhnlichen Haufen zu zählen, und das wollt' ich nun einmahl nicht gern." Mit diesen Worten machte sie, so viel man im Dunkeln sehen konnte, eine Verbeugung, und verließ den Balkon. Alexander blieb noch drey bis vier Minuten unverrückt stehen; denn das Gespräch mit ihr hatt' ihn noch mehr bezaubert, als ihr Harfenspiel und ihre Stimme. Er konnt' nun nicht mehr ruhen, bis er ausführlich wußte, wer diese vortreffliche Unbekannte wäre. Dieser ging es aber um nichts besser; auch sie brannte vor Neugierde, den hastigen Ritter näher kennen zu lernen. Sie befahl einem Bedienten, ihm nachzugehen, und ja nicht ohne die genaueste Auskunft zurück zu kommen. Er that ihr voll-

kommen Genüge, und Sie war voller Freuden, als sie vernahm, daß es Dom Alexander gewesen sey, von dem Sie so vortheilhaft sprechen gehört, und dessen Muth und Geschicklichkeit sie selbst bey den Stiergefechten so oft bewundert hatte.

So bald Alexander nach Hause kam, lief er zu einem seiner Nachbarn hinüber, und warf sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Sopha. Sein Freund fragte ihn zu wiederholten Mahlen, was ihm zugestoßen sey, aber anstatt zu antworten, murmelte er zwischen den Zähnen, und steckte den Kopf in die Küssen. Nur allmählig sammelte er sich so weit, daß er ihm den Fall erzählen, die Lage des Landhauses beschreiben, ihn um Aufschluß über die Person bitten konnte. Er erfuhr nun, daß er Donna Isabella von Inarez, ein der vortrefflichsten Frauenzimmer im ganzen Lande, gesprochen hätte, und daß diese Isabella eben so schön, als witzig, und vernünftig sey. Dom Berenquel Antonio, ihr Vater, hatte lange Zeit ausgezeichnete Dienste gethan, hatte sich sehr alt verheirathet, und Isabellen mit einem sehr geringen Vermögen hinterlassen;

denn auſſer der Comthurey, die er von Philipp II. erhalten hatte, beſaß er beynahe nichts. Isabelle hatte zu derſelben Zeit ihre Mutter verloren, und lebte nun bey einer alten Tante, die ſo kränklich war, daß ſie faſt immer das Bett hüten mußte. Dieſe Tante brachte nun im Frühling einige Zeit auf ihrem Landhauſe zu.

Alexander war vor Freuden außer ſich, denn er kannte ſie ſchon lange her vom Ruſſe: ganz Valencia ſprach von ihrer Schönheit, ihrem Verſtand und ihrer beſondern Anlage zur Dichtkunſt. Alexander hatte ſie zwar nie geſehen, aber oft kennen zu lernen gewünscht. Nun war ſeine Unruhe zum höchſten Grade geſtiegen; er mußte ſie wieder ſprechen, er mußte ſie ſehen, und geh' es, wie es wolle. Er packte ſeinen freundschaftlichen Nachbar bey der Bruſt, und beſchwor ihn um Rath; aber dieſer wußt' ihm nicht zu rathen, als daß er Gelegenheit ſuchen ſollte, ihre Bekanntschaft auf eine anſtändige Art zu machen. Alexander ritt den folgenden Tag zu derſelben Stunde hinaus, aber niemand erſchien; kein Ton war zu hören. Er wiederholte

dem Spazierritt alle Tage , aber immer vergebens. Die alte Tante war sehr krank geworden , und die Nichte durfte sich nicht eine Minute entfernen.

Volle vierzehn Tage vergingen , bis sich die Tante erhohlte , und Isabelle die Erlaubniß erhielt , der Profession einer Nonne im königlichen Kloster de la Zayda , das ganz in der Nähe war , beyzuwohnen. Die Nonne war aus einem der größten Häuser , und alles , was in Valencia schön und prächtig war , wohnte der Ceremonie bey. Alexander hatte die ganze Zeit her ein genaues Verzeichniß aller öffentlichen Schauspiele und Feyerlichkeiten gehalten , und fand sich bey allen pünctlich ein , um seine Isabelle von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Isabelle war mit einer Begleiterinn gegenwärtig ; aber sie war unter einem Mantel ver mummt , und hatte sich in eine ziemlich finstere Seitenkapelle verborgen. Alexanders Ängstlichkeit , und die Mittel , die er einschlug , um sie unter der Menge zu entdecken , gingen bis zum Lächerlichen ; denn über dieß , das er mit einer rastlosen Behen-

digkeit durch die dichtesten Haufen drang, und mit einer verlegnen Begierde jedes Gesicht betrachtete, und unter jeden Hauptschleyer guckte, war er auch nothgedrungen, sein Ohr dem Munde jeder Dame, welche bethete, so nah' als möglich zu bringen, um Isabellen an der Stimme zu erkennen; denn gesehen hatte er sie noch nie. Er war nun schon zwey Mahl mit einem Ungestüme, das an ihm allerdings auffallend seyn mußte, durch die ganze Versammlung geborsten, aber noch war sie mit keinem Auge zu sehen. Kein Plätzchen war mehr übrig, wo er sie hätte vermuthen können — als die Kapelle. „Ja, da muß sie seyn,“ fuhrs ihm durch den Kopf. Er trat mit zwey Freunden, die ihn begleitet hatten, in die Kapelle ein, und der Zufall — für den weder ich, noch sonst irgend jemand auf Erden Rechenschaft geben kann — wollte, daß er dicht an Isabellen zu stehen kam. Er neigte sich nun zu einem seiner Freunde, und sagte so laut, daß es Isabelle hören konnte: „Die Nonne wird diesen Damen nicht sehr verbunden seyn, daß sie sich hierher verborgen haben, wo sie von der Ceremo-

nie faßt nichts sehen können. Vielleicht rührt diese Gleichgültigkeit von Mangel an Hange zum Klosterleben her."

Isabelle war so vergnügt, Alexandern zu sehen, den sie sogleich an der Sprach' erkannte. Sie antwortete ihm denn mit verstellter Stimm', und ganz leise: „Wir sind ja nicht zum Feste geladen, wie die übrigen; es wär' also wirklich albern, wenn wir in in solchem Prunke hätten erscheinen wollen, wie Sie. Es ist wahr, wir können hier in der Kapelle die Feyerlichkeit nicht sehen; diese war aber auch nicht der Beweggrund, aus dem wir hier sind, denn wir haben so etwas schon öfters gesehen; auch darf ein Mädchen, das Trieb zum Nonnenleben fühlte, dieser Ceremonie nur ein Mahl beywohnen, um ganz zu wissen, was an der Sache ist."

„Wenn das ist," sagte einer von Alexanders Begleitern, „so möcht' ich beynahe glauben, daß Sie keine von jenen sind, die zum Klosterleben große Lust tragen". „Über diesen Punct bin ich Ihnen keine Antwort schuldig," erwiederte sie; „denn zur Nonne gehört ein eigener höherer Beruf, und mit diesem hat mich Gott noch nicht gesegnet."

„Wenigstens können wir nun schliessen,” sagte Alexander, „daß Sie noch nicht verheirathet sind, aber dem Ehestande doch nicht sehr abgeneigt wären.”

„Auch über diesem Punct,” sagte Isabelle, hab’ ich mich Ihnen nicht zu erklären. Es wär’ allerdings die größte Unvorsichtigkeit, wenn ich einem Unbekannten, den ich das erste Mahl sehe, mein ganzes Herz ausschütten wollte.”

„Sie könnten uns aber doch wenigstens sagen, welchen Stand Sie dem andern vorziehen würden.”

„Was würden wohl Sie mir für einen Rath geben, erwiederte sie?”

„Sich zu verheirathen.”

„Wenn mir aber Eigenschaften fehlen, die zur Heirath beynahe unentbehrlich sind?” —

„Dann schlafen Sie ununterbrochen fort; denn was soll ein Mädchen, das weder heirathen kann, noch Nonne werden mag, — was soll sie wohl sonst als schlafen?”

„Das werd’ ich thun,” antwortete sie; Ihr Rath ist vortrefflich!”

„Werfen Sie Ihren Mantel zurück; lassen

Sie uns sehen, was er verhüllt; dann will ich Ihnen einen bessern geben."

Es mag nun gerade Zufall oder Absicht gewesen seyn; Isabellens Hauptschleyer verzog sich, und zeigte ein wunderschönes schwarzes Auge, das Alexanders Begleiter wie er selbst bewunderten. Isabelle bemerkte es, und sagte: „Wenn Sie mir einen argen Rath geben, so wird es besser seyn, wenn ich mich immer vermummt halte."

„O Sie haben ganz und gar nichts zu fürchten," erwiderte Alexander, „denn, was wir diesen Augenblick gesehen haben, versichert uns, daß Sie den Ehestand wählen müssen, und daß Sie den glücklich machen werden, den Sie Ihrer Liebe würdig halten. Ich wenigstens würde der froheste Mann auf Erden seyn, wenn mir dieses Glück zu Theile würde!"

„Wahrhaftig," sagte sie, „ich bin unter einem besonders glücklichen Gestirne geboren. Drey artige Cavaliere, die mich zu besitzen wünschen, auf ein Mahl zu finden, das ist mehr, als mir selbst meine Amme weisagte; denn diese war so bescheiden, daß sie bey einem stehen blieb. Indessen sehen

sie doch selbst, meine Herren, daß ich mich unmöglich für alle drey erklären kann; mir bleibt also nichts übrig, als zu wählen; um aber wählen zu können, muß ich vorläufig Ihre Eigenschaften genau gegen einander abwägen, theils um nicht mich selbst zu täuschen, theils, damit der Würdigste aus Ihnen nichts verliert, wenn man schon dem Verlust' eines unbedeutenden Mädchens diesen Namen geben darf. Sie müssen sich denn schlechterdings die Unbequemlichkeit machen, mir Ihre Verdienste ein wenig näher zu erklären. Beginnen Sie also; machen Sie sich Einwürfe, — und bauen Sie dann, wenn es zum Urtheile kommt, ganz auf meine Gerechtigkeitsliebe. Nur bitt' ich, ein wenig leise, denn wir sind nicht vor Gerichte, sondern in der Kapelle.

Die Ritter machten sich alsobald auf zum Turniere, und gaben Isabellen die ausschweifendsten Schilderungen ihrer Verdienste. Isabelle erhielt sich in der strengsten richterlichen Ernsthaftigkeit, und sprach endlich: „Meine Herren, ich bin vom Schimmer Ihrer vortrefflichen Thaten wie geblendet: zuvor war mir die Wahl unmög-

lich, jetzt ist sie mir so sauer geworden, daß ich sie beynahe wieder unmöglich nennen möchte. Indessen — ist sie fast schon geschehen: ich fühle mich wirklich gegen einen von Ihnen geneigter, als gegen die übrigen. Er ist voll Verstand, er ist voll Witz, voll Anmuth — ich werd' ihm schlechterdings mein Herz schenken müssen. Ein einziger kleiner Umstand hält mich ab, sonst würd' ich mich an der Stell' erklären. Er besorgt, mein Herz sey schon befangen, und dieser Wahn würde ihn stören, und mich kränken — vielleicht beleidigen. Er ist eifersüchtig, wahrhaftig er ist eifersüchtig — was hätt' ich nicht all von seinen Grillen zubefürchten! — Nein meine, Herren — Sie vergeben mirs — ich kann mich zu nichts erklären."

„Aber schöne Unsichtbare," sagte Alexander mit aller Wärme der Liebe — „beurtheilen Sie mich nicht so rasch." —

„Und Sie, mein Herr," fiel ihm Isabelle ins Wort, „belieben meine Reden nicht so schnell auf sich zu deuten: hab' ich Sie nur im mindesten vermuthen lassen, daß ich von Ihnen spreche? Ich sprach auch wirklich nicht von

Ihnen.“ Alexander glühte vor Scham, und und konnte keine Sylbe vorbringen. Er erinnerte sich, daß er diesen Argwohn gegen das Frauenzimmer am Balcon geäußert hätte; sollten diese beyden dieselbe Person seyn? — mit einem Wort, er wußte nicht, was er von der Sache denken sollte. Die Ceremonie war zu Ende; die Versammlung ging aus einander; die drey Ritter mußten denn auch Abschied nehmen. Alexander ging der letzte aus der Kapelle, und sagte Isabellen, die vor ihm ging, leise ins Ohr: „Sich so lange nicht sehen, nicht ein Mahl hören zu lassen, bey Gott! das ist zu hart; das heißt zu streng prüfen! Ich bitte Sie, behandeln Sie mich künftig billiger; erwägen sie, was ich leide, und glauben Sie mir, — daß ich Sie“ —

Isabelle fiel ihm nun mit ihrer natürlichen Stimm' ins Wort: „Die Krankheit einer Tante, die mich nicht eine Minute vom Bette ließ, wird mich hinlänglich entschuldigen. Ich werde Sorge tragen, wie ich das Unrecht wieder gut machen kann. Vielleicht werden Sie sich eher, als Sie vermuthen, nicht mehr zu beklagen haben.“

Indessen — er wollte noch sprechen, sie war aber nun schon vor der Kirchenthür; ein Wagen fuhr vor; sie sprang hinein, nickte noch mit dem Kopfe, — fort war sie. Alexander hätt' unbeweglich da gestanden, hätt' ihn nicht das Gedränge hin und her gestossen. Er war in der äußersten Unruhe, und konnte den Abend kaum erwarten; er stellte sich zu derselben Stunde vor dem Landhaus' ein, aber Isabelle fand erst nach einigen Tagen Gelegenheit, am Balcon zu erscheinen. Dafür hielt sie nun im strengsten Verstande Wort; denn so bald sie Alexandern kommen sah, ging sie hinunter, und genoß mit ihm das Vergnügen einer ungestörten langen Unterredung. Er verließ sie verliebter, als jemahls, und Isabellen ging es um nichts besser, als ihm. Die Besuche wurden wiederholt, und immer häufiger: täglich flog von beyden Seiten ein Briefchen ein; mit einem Worte, jede Unterredung nährte ihre wechselseitige Leidenschaft; schon wär' es ihnen unerträglich gewesen, einen Tag hinzubringen, ohne sich gesehen und gesprochen zu haben.

Indessen waren sie doch auch sehr behuth-

sam. — Isabelle hatte Alexandern heilig beschworen, das Geheimniß ihrer Liebe durch keine Sylbe zu verrathen; und Alexander hatte sich heilig vermessen, seinen Eid aufs strengste zu erfüllen. Er hatte unterdessen in das Haus ihrer Tante Eintritt erhalten, und auch oft Gelegenheit, sie in Gesellschaften zu sehen. Sie hielt aber so genau über das Geheimniß, daßs sie ihn, wenn sie nicht allein waren, kaum wiederholt anzublicken wagte, und dasselbe auch von ihm forderte. Sie ging noch weiter. Wir haben gehört, daßs sie in der Kapelle gefährliche Folgen von Alexanders Eifersucht fürchtete; ungeachtet dieser Besorgniß war doch sie es, die an dieser Krankheit am meisten litt. Wenn Alexander irgend ein Frauenzimmer schärfer ins Auge faßte, oder sich in ein näheres Gespräch einlassen mußte, war Isabellens Unruhe in der kleinsten Bewegung sichtbar. Sie ward im Gespräch' unachtsam, rückte ihren Stuhl hin und her; kurz, sie konnte ihre geheimen Empfindungen unmöglich verbergen. Auch mußte Alexander, wenn sie nachher allein waren, oft ohne

allen Grund die bittersten Vorwürfe schlucken ; und mangelt' ihr die Gelegenheit, ihren Ärger mündlich auszulassen, so war sie bald mit einem Briefchen fertig. Bey alle dem durft' er doch nicht mucksen, wenn er nicht neuerdings gehudelt werden wollte. Obschon diese Lebensart allerdings mit den größten Unbequemlichkeiten verbunden war, so vergaß er doch in einer einzigen süßen Minute den Kummer einer ganzen Woche. So ging die Sache fort, und Alexander war des festen Entschlusses, Isabellen zu heirathen, so wenig Vermögen sie auch hatte ; nur wollt' er vorläufig noch eine Sache abthun, die ihm sehr am Herzen lag. Er suchte bey Hofe zur Belohnung der Dienste, die er und sein Oheim in Flandern geleistet hatten, um eine Commanderie an, und hatte alle Hoffnung, daß sie ihm der König verleihen würde.

Wir haben schon gehört, daß Isabelle ungemein auf ihren Ruf hielt, daß sie außerordentlich an sich haltend war, daß sie weder sich am Fenster zeigen, noch ihrem Geliebten einen Spaziergang durch die Strasse, wo sie wohnte, gestatten wollte.

Indessen machte sie selbst bald jede ähnliche Vorsicht überflüssig.

Zu Valencia ist es alte Sitte, die ganze Fastnacht mit großer Pracht zu feyern. Alexander und Isabelle hatten sich auf sehr vielen Bällen und Maskeraden gesehen, aber sie hatten sich so vorsichtig benommen, daß niemand eine nähere Verbindung zwischen ihnen muthmaßen konnte, obschon sie sich gesprochen, und mit einander getanzt hatten. Eines Abends, als man den Ball verließ, ward eine Damengesellschaft im Haus einer von Isabels Freundinnen verabredet. Alexander und einige andere Cavaliere wurden ebenfalls geladen: man nahm sich vor, recht fröhlich und aufgeräumt zu seyn.

Isabelle fand sich die erste ein, denn sie kam sehr früh. Bald nach ihr erschien eine prächtig gekleidete Dame, der zwey Escuderos nachtraten. Alexander, den seine Geliebte von allem genau unterrichtet hatte, erschien zu gleicher Zeit. Die Damen empfingen ihn mit Freuden, und er begann, sie auf seine gewöhnliche Art zu unterhalten, während sich die übrige Gesellschaft

allmählig versammelte. Die Dame, die nach Isabellen gekommen war, verließ ihren Platz, um eine Tapetenarbeit zu befehlen, die in demselben Zimmer gemacht wurde. Sie brach darüber in so außerordentliches Lob aus, daß Alexanders Neugierde gereizt ward. Er verließ denn ebenfalls seinen Platz, und ging zur Arbeit hin. Das Ungefähr wollte, daß auf dem Tische, auf welchem die Arbeit war, Papier und Schreibzeug lag. Die Donna nahm eine Feder, und versuchte, die Zeichnung der Tapete auf ein Fleckchen Papier nachzukritzeln. Alexander war so artig, daß er ihre Geschicklichkeit lobte; er war aber in der Wahl der Ausdrücke nicht genau genug, und gerieth auf so warme und übertriebene, daß man beynahe berechtigt gewesen wäre, mehr als Lob daraus zu folgern. Indessen war Alexander wirklich eines schuldlosen Herzens, und das war auch der Grund, daß er sorglos daher plapperte, und gar nicht ahndete, daß ihm eine zweifelhafte Red' entwischt seyn sollte. Die Dame war die Schwester eines seiner besten Freunde; er war denn sehr vertraut

mit ihr , und fuhr ungestört zu tändeln fort. Er nahm ihr die Feder, und bespritzte ihr dabey die Hand, die von einer blendenden Weisse war, mit Tinte. „Wahrhaftig,“ sagte er lächelnd, „die Tinte war noch nie so schwarz.“ Die Dame wollte sich an seinem Kleid' abtrocknen, er sprang aber zurück, die Dam' ihm nach , und so verfolgten sie sich lachend bis zu Isabellens Stuhle.

Isabelle hatte von dieser Schäkerey kein Aug' abgewendet, ihr Auge flammte vor Ärger; ihr ganzes Blut war in eiferfüchtiger Wallung; sie konnte nicht länger mehr an sich halten, sprang auf, und sagte ziemlich laut: „Dom Alexander, das ist sehr einfältig“. Alexander war über diese Rede theils so beschämt, theils so verlegen, daß er sich im ersten Augenblicke nicht zu fassen wufste; er befann sich aber doch bald eines Mittels, riß das Schnupftuch aus der Tasche, und stellte sich, als ob er aus der Nase blutete. So albern dieser Einfall gewesen seyn mag, gab er ihm doch für den Augenblick die Veranlassung, sich schicklich aus dem Zimmer entfernen zu können. Indessen war er zu aufgebracht, als daß er Isabellens Be-

leidigung nicht in etwas hätt' erwiedern sollen. Er sagte denn halb laut: „Nicht ich habe das Geheimniß aufgedeckt; Sie selbst haben es gethan;“ — und ging zur Thür hinaus. Isabellens Zorn hatte unterdessen ein wenig abgedämpft; auch sie war nun in einer Verlegenheit, die über alle Beschreibung geht. Ihr Geheimniß war entdeckt, sie selbst hatt' es verrathen; aus Eifersucht, vor Frauenzimmern, ohne eigentliche Veranlassung; Alexander war beleidigt; die Dame war beleidigt; sie muß sich entschuldigen, und kann kein Wort sprechen; sie soll sich vertheidigen, und weiß nicht womit; der Auftritt muß bald in ganz Valencia bekannt werden; alle diese Gedanken zerrütteten ihr Gehirn; sie war ganz betäubt. Die Frau vom Hause war von Isabellens sichtbarer Verlegenheit so gerührt, daß sie sie bey der Hand nahm, und in das nächste Zimmer führte; Isabelle folgte ihr unwillkührlich. „Um Gottes willen, liebe Isabelle,“ sagte sie, „was haben Sie gethan? Woher, warum dieses Benehmen? — Ich schwör' es ihnen, bey allem, was heilig ist, ich habe von dem Verhältnisse, in dem Sie

mit Alexandern stehen müssen, nicht das geringste gewußt, habe nichts muthmaßen können. Ist er wirklich Ihr Liebhaber? — So freut es mich von ganzem Herzen; denn er ist ein wackrer junger Mann, und Sie ein vortreffliches Frauenzimmer. — Sprechen Sie doch; sprechen Sie offenherzig, kann ich Ihnen zu ihrer Absicht nützen, so rechnen Sie auf meine volle Liebe.”

„Da mich meine Leidenschaft nun einmal verrathen hat, so gesteh’ ich Ihnen, daß ich Alexandern unaussprechlich liebe; daß er mich wieder so heftig liebt, und daß mich nur meine außerordentliche Leidenschaft zu dieser außerordentlichen Unvorsichtigkeit antrieb. Sein Betragen gegen Donna Macara hat mich so heftig angegriffen, daß ich unmöglich länger an mich halten konnte. — Das Geheimniß ist nun entdeckt, und er ist beleidigt!” — —

„So müssen wir geschwind’ ein Gegenmittel suchen,” sagte ihre Freundin; „denn weder die Gesellschaft, noch Sie können Alexandern entbehren. Überdies — hat Macara gehört, wie Sie ihn zurecht wiesen?” —

„Ich denke nicht” —

„Nun denn; sie darf aus der Sache wenigstens nicht klug werden, wenn sie auch — was sie schlechterdings muß — wahrgenommen hat, daß etwas vorging; die Verwirrung muß bleiben, wie sie ist; verlassen Sie sich auf meine Klugheit und Liebe, daß wir uns gut heraus finden sollen. Setzen Sie sich nur geschwind' an den Tisch, und schreiben Sie ihm ein Briefchen. Isabelle küßte ihre Freundin inbrünstig, setzte sich hin, und schrieb:

„Mein Bester!“

„Ich habe Sie sehr beleidigt; aber ich liebe Sie weit mehr, als ich Sie beleidigt habe. Kann Sie diese Versicherung befänftigen, und wollen Sie sie zum zweyten Mahle mündlich von mir hören, so kommen Sie zurück: eilen Sie aber eben so liebevoll, als ich Sie erwarte. Wenn ich auch hastig genug bin, ein Unrecht anzuthun, so flieg' ich doch, es wieder zu vergüten.“

Das Briefchen ward hurtig versiegelt, abgeschickt, und that die erwünschte Wirkung; denn Dom Alexander hatte sich unterdessen ebenfalls erhohlt, und in Isabel-

lens Benehmen nichts als den höchsten Grad unverhehlbarer Liebe gefunden. Er trat ein, und nun war Donna Macara von der Gründlichkeit ihrer Muthmaßung vollkommen überzeugt. Was sollte das aber für eine nachtheilige Folge haben? — Alexander empfindet nichts für sie. Wahr! — aber ein arger Zufall will, daß Donna Macara sehr viel für ihn empfindet. Mit einem Worte, sie war beynahe so heftig in ihn verliebt, als Isabelle. Nun empfand sie erst, wie hoch sie der ganze Vorfall beleidiget hätte.

Alexander machte der Gesellschaft eine flüchtige Verbeugung, und gerieth mit Isabellen alsobald, ohne sich viel um die übrigen Damen zu bekümmern, in ein sehr vertrautes immer tieferes Gespräch. Nun wars klar am Tage. Macara konnte nun nicht länger zweifeln, daß zwischen Alexandern und Isabellen ein Liebesverständniß bestehe. Das konnte sie nicht gleichgültig ansehen; Rache war in ihrem Herzen beschlossen, und zwar die natürlichste von der Welt. Sie nahm sich vor, Isabellen ihren Geliebten abzujagen, und kost' es, was es

wolle. Ob und wie bald es ihr gelang, werden wir hören.

Das liebende Paar war wieder völlig zufriedent, und genoß die reinsten Freuden einer durch Lieb' und Gegenliebe gekrönten Verbindung. Unterdessen fand sich ein Umstand in ihrer Geschichte, der ihr Glück früh oder spät stören mußte. Dieser unselige Zeitpunkt war aber nur zu bald erschienen.

Isabelle war, wie man aus ihrem Betragen wird hinlänglich haben abnehmen können, von feurigem Temperamente, und nicht sehr geneigt, sich im Drang' einer Leidenschaft harten Zwang anzuthun. Diese unselige Geistes- und Herzensstimmung hatte Isabellen schon ehemals zu einem Fehltritte verleitet, dessen unvermeidliche Folgen sich nun zu äußern begannen.

Dom Fernando Corella war es, der sie auf diesen Abweg verführt hatte; ein männlichschöner, allgemein geliebter junger Mann; er war es, dem ihre jungfräuliche Schüchternheit nicht hatte widerstehen können. Ein Rechtshandel, in den er mit seinem Oheime, dem Grafen von Concentayna verflochten war, und der eine sehr

beträchtliche Erbschaft betraf, hatte ihn einige Zeit zu Madrid beschäftigt. Nun war der Proceß zu Ende, und Corella kehrte mit einem vortheilhaften Spruche voller Freuden nach Valencia in die Arme seiner Isabella zurück. Seine jährlichen Einkünfte waren nun um zwey tausend Thaler vermehrt; — nun Isabellen zum Weibchen, — und er mußte der glücklichste Mann auf Erden seyn. Aber die Umstände hatten sich während seiner Abwesenheit, wie wir wissen, sehr geändert. Isabelle empfing ihn zwar so innig, als er wünschen und erwarten konnte; aber das war eine Lufterscheidung, die in dem Augenblick' ihres Entstehens schon wieder verschwand. Auf Isabellen wirkte alles mit Gewalt; aber so rasch jeder Eindruck war, so schnell war er auch wieder verflogen. Sie hatte ihn lange nicht gesehen, hatte so viele Freuden in seinen Armen genossen; all' diese Gedanken erwachten in ihr nun mit einem Mahl', und erhöhten ihr in diesem Taumel den Werth des Wiedersehens; aber mit dem ersten Besuche war auch der Reitz der zweyten Neuheit fort; er war ihr wieder der längst be-

kannte Liebhaber, an den sie lästige Ketten banden, und Alexander war der neu gefundene, an dem sie mit ganzer Seele hing. Indessen hatte sie doch auch ihre klugen Augenblicke, in denen sie die Grösse der Vortheile, die sich auf beyden Seiten zeigten, die Nähe und die Entfernung derselben gegen einander abzuwägen im Stande war. Bey einer genaueren Vergleichung mußte sie nun nothwendig finden, daß es am zuträglichsten wäre, wenn sie den einen; der ihr die glänzendste Aussicht anboth, fest hielt, und den andern, für den sie Leidenschaft fühlte, nicht entfernte. Daß nun zur Ausführung dieses Plans ein großer Aufwand von Klugheit gehörte, versteht sich von selbst; was aber Isabellen an dieser kalten Überlegung fehlte, ersetzte ein ältliches ausgelerntes Zöfchen, das ihr erstes Liebesabenteuer zur Reife gebracht hatte, vom zweyten genau unterrichtet, und nun die tauglichste Person auf Erden war, alles, was sie verdorben hatte, wieder gut zu machen.

Das Aufsehen, das ihre Bekanntschaft mit Corella schon gemacht, das Geflüster,

das ihr Umgang mit Alexandern, ungeachtet all ihrer Behuthsamkeit, doch allmählig verursacht hatte; die Neugierde, mit der sie nun jedermann belauschen, und überall ins Auge fassen würde, all das ward mit in Erwägung gezogen, und endlich beschloffen, daß Corella die Erlaubniß erhalten sollte, sich des Nachts, aber nur des Nachts einzufinden, Alexander aber sollte nur des Tags, und ungleich seltner als bisher, Besuch abstaten dürfen. Alexander mußte sich zufrieden geben, und Corella konnte zufrieden seyn. Wollte einer oder der andere Unwillen merken lassen, so blieb immer noch ein Briefchen übrig, in dem man ihn zur Ruhe bringen konnte. Alexandern konnte man einschwätzen, daß sie mit Argusaugen bewacht, ihre gute ehrliche Base von Grillen geplagt würde, und dergleichen mehr.

Dom Fernando liebte seine Isabelle so feurig, als zuvor, und würde dem ganzen Spiele durch eine Vermählung bald ein Ende gemacht haben, aber er hatte noch eine Mutter, die mächtig viel dagegen einzuwenden fand, da Isabelle ohne alles Vermögen wäre. Zum Glücke war die Mutter

sehr alt, aber auf alle Fälle mußte die Heirath doch bis nach ihrem Tod' aufgeschoben werden. Je weiter nun das Ziel entfernt wurde, desto gefahrvoller ward die Zwischenzeit.

So stand die Sache, als Alexander beym Ballspiele mit Dom Garceron, einem der vornehmsten Edelleute von Valencia, in einen sehr lebhaften Streit gerieth. Man hatte sie zwar für den Augenblick zur Ruhe gebracht, aber weder Alexander noch Garceron waren im Herzen befriedigt. Indessen konnt' Alexander doch nicht vermuthen, daß ihn sein Gegner anders, als nach den strengsten Regeln der Ehre angreifen würde, und war daher seines Lebens wegen nicht weiter auf der Huth; sein Gegner lauerte aber auf eine Gelegenheit, seinen Groll an ihm auszulassen, möcht' es nun schimpflich, oder mit Ehre geschehen.

Dom Fernando besaß ebenfalls ein Landhaus in der Nähe vor der Stadt, und brachte nun einige Tage dort zu. Kaum hatte er sich hinbegeben, als auch Isabelle schon die Gelegenheit benutzte, und Alexandern in einem Briefchen meldete, daß er sich des

Nachts bey ihr einfinden könne, ihm aber einschärfte, alle mögliche Vorſicht zu gebrauchen, damit er von niemanden erkannt würde, und ihrem guten Nahmen nicht der geringſte Makel anklebe. Alexander kam ihrem Befehle genau nach, verhumpte ſich in Mantel und Perücke, und ſchlich an ihrem Fenſter vorüber, wo ſie ſchon voll Ungeduld ſeiner wartete. Er ward durch eine kleine Thür in den Hof, und über eine Seitentreppe in ihr Cabinett eingelaffen. Isabellen und Alexandern behagte dieſer erſte Beſuch zu ſehr, als daß ſie ihn nicht täglich hätten wiederhohlen ſollen; immer aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, unter dem Bedingniſſe der ſtrengſten Vorſicht, daß ihrem guten Nahmen kein nachtheiliger Makel anklebe.

So trieben ſie es fort; beyde Liebhaber waren getäuſcht, und beyde waren zufrieden; es war nur einzig und allein darum zu thun, daß nicht Isabelle ſich ſelbſt täuſchte. Als Fernando vom Lande zurück kam, ſing ſie ihr Spiel wieder von vorn' an; die alte Baſe war wieder voll Sorgfalt, alle Augen im Hauſe waren wieder auf ſie gerichtet;

Alexander durfte nur beym Tag' erscheinen, und dafür nahm Fernando wieder seinen vorigen Platz ein. Auch war Isabelle an Entschuldigungen und Vorwänden so unerschöpflich, daß sie jedes Wölkchen, das im Geiste des einen, oder des andern Liebhabers aufstieg, zu verwehen, und sie beyde in ununterbrochener Heiterkeit zu erhalten wußte. Das währte einige Zeit; allmählig begann aber Alexander doch, ihr Betragen etwas räthselhaft zu finden; seiner Aufmerksamkeit folgte bald Verdacht; Liebe und natürliche Ängstlichkeit gaben diesem reichliche Nahrung. So oft er mit ihr sprach, ward es ihm immer deutlicher, daß etwas im Hinterhalte stecken müsse. Diesen Zustand konnt' er nun nicht länger ertragen. Er mußte das Räthsel auflösen. Er beschloß denn, sich zu verummnen, und des Nachts durch die Gassen um Isabellens Wohnung zu schleichen. Er that es fast täglich, aber niemahls konnt' er jemanden entdecken, der ihn hätte eiferfüchtig machen können. Den Nachtwächter, einzelne Trunkenbolde, sonst sah er niemanden. Auch hätt' er auf seinen Nebenbuhler un-

möglich stoßen können, da Isabelle mit ihrer gewöhnlichen Klugheit zu Werke gegangen war. Überhaupt schien ihre Wohnung zu Liebesabenteuern gebaut. Einzelne Fensterchen waren auf allen Seiten, und durch sechs heimliche Thüren konnt' ein Liebhaber eingelassen werden. Hätt' aber auch Alexander alle diese verborgenen Eingäng' entdeckt, so blieb Isabellens List doch immer noch unerschöpft; denn Fernando kam durch das Haus einer Nachbarinn zu ihr, in das man nur von einer andern Gasse herein kommen konnte.

Als Alexander eines Nachts eben so wieder seine gewöhnliche Runde hielt, fügte es sich, daß ihn Garceron — möchte seyn von ungefähr, oder daß er ihm wie immer auf die Spur gekommen war — in der Gasse traf. Er hatte zwey Bedienten bey sich; indessen da die Strasse nicht beleuchtet war, und seine Blendlaterne nicht genug Licht warf, wollt' er sich erst überzeugen, ob es wirklich Alexander wäre; denn ungeachtet seines bösen Vorhabens hatt' er doch so viele Christenliebe, daß er sich nicht um des Unrechten willen einer Verlegenheit

aussetzen wollte. Alexander spazierte die StraÙe langsam hinauf, ohne das geringste zu ahnden; als er aber wieder zurück ging, und auch die drey Personen zugleich mit ihm umkehrten, ward erst er aufmerksam. Er verdoppelte seine Schritte; die drey Unbekannten thaten es auch: er blieb herzhaft stehen, und die drey Unbekannten gingen ziemlich eng' an ihm vorüber. Garceron verdrehte die Blendlaterne ein wenig, und Alexander erkannt' ihn nun. Er konnt' über dieß noch deutlich sehen, daß jeder von ihnen eine Handpistole unterm Arme trug. Wenn es ihm auch sonst nicht an Muthe fehlte, so war es doch offenbar, daß er mit dem einzigen Degen, den er zur Wehre bey sich hatte, unmöglich drey Gegner bestehen könne. Auch wär' ihm sein Leben zu jeder andern Zeit eher feil gewesen, als jetzt, da er es noch durch die höchste seiner Freuden zu krönen hoffte. Wo wollt' er aber zu dieser Stunde, in einer abgelegenen Gasse, Hülfe suchen? Wo sonst, als bey Isabellen selbst? — Er näherte sich denn ihrem Fenster so geschwind' als möglich, und gab ihr das gewöhnliche Zeichen,

mit dem er ihr sonst in glücklichern Tagen seine Ankunft zu melden pflegte, und welches im nachgeahmten Gefange der Nachtigall bestand.

Isabelle hört' es alsobald, und war wie vom Donner gerührt: mit wie viel Grunde, mag man selbst beurtheilen. Dom Fernando war eben bey ihr, und zwar in einer Lage, die ein Zuschauer der von der latonischen Reinigkeit ihrer Empfindungen nicht hinlänglich unterrichtet gewesen wäre, vielleicht zu vertraulich würde gefunden haben; — denn er lag, oder lehnte wirklich mit dem Kopf' auf ihrem Bettküffen, und seine Füße lagen auf dem Bette. Sie fuhr in die Höhe, ließ sich leise vom Bette herab, schlich in das nächste Zimmer, und steckte den Kopf zum Fenster hinaus, um zu sehen, was Alexander wollte. Alexander erkannte sie sogleich, und bath sie, ihn geschwind' einzulassen; er betheuerte ihr, daß sein Leben in Gefahr stände, wenn sie nur einen Augenblick zauderte, da ihn sein Feind mit zwey Helfershelfern auf dem Fusse verfolgte, und er keine Waffen bey sich hätte, als seinen Degen. Isabelle

meinte, er brauche das zum Vorwand, um nicht abgewiesen zu werden; er vermaß sich aber bey allem, was heilig wäre, daß die Sache nur zu ernsthaft sey, und daß er Garceron und seine Hauspistolen deutlich erkannt hätte. — „Wenn Sie mich je geliebt haben,“ fuhr er fort; „wenn nicht jedes zärtliche Wort, das Sie mir sagten, Täuschung war, wenn“ —

„Aber wie kann ich? —“ lispelte Isabelle, und zitterte wie ein Espenlaub, — „es schläft — eine Freundin bey mir, die uns gestern Abends besuchte, und nicht mehr nach Hause gehen konnte, weil es zu spät war.“

„Isabelle“ — fiel ihr Alexander wieder ins Wort — „mein Leben ist in Gefahr — mein Leben! — Ist Ihnen das nicht mehr heilig? Wie oft haben Sie mich versichert, es sey auch das Ihrige?“ — —

„Alexander, Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe!“ —

„Nein, ich weiß es nicht, ich weiß es nimmermehr, wenn Sie mich nicht einlassen, ohne nur mehr eine Sylbe zu verlieren!“ —

„Sie fordern eine Unmöglichkeit! — —
Was würde meine Freundin denken?
Soll ich meinen guten Namen aufopfern? — Können Sie das verlangen? —
Gott ist mein Zeuge, daß ich Sie unaussprechlich liebe.“ —

„Ich verlange ja nicht auf Ihr Zimmer,“
fuhr er fort, — „ich verberge mich irgendwo auf der Treppe; nur auf eine Viertelstunde lassen Sie mich ein; es soll mich gewiß niemand bemerken!“

„Aber meine Freundin!“ — —

„Wird vernünftig seyn, wenn sie wirklich Ihre Freundin ist, und wenn Sie ihr erklären, warum Sie mich einlassen.“ —

Eben als er das sprach, nahm auch Isabelle die drey Fremden wahr, die sich auf der andern Seite in einen Erker gestellt hatten. Ein fürchterlicher Schauder fuhr ihr über den Rücken; sie zitterte für sich und Alexandern; mit jedem Augenblicke konnte Fernando erwacht, und Alexander ermordet seyn. Sie lief vom Fenster, ohne einen Laut zu verlieren, und gerad' auf ihr Zimmer.

Fernando war unterdessen erwacht, und

konnte nicht begreifen, warum ihn Isabelle so allein gelassen hätte. Es fuhr ihm durch den Kopf, daß sie vielleicht entdeckt seyn dürften, oder Isabelle wenigstens etwas Ähnliches besorgt haben müsse, und war schon leise aufgestanden, um an den Thüren zu horchen, ob er nichts vernähme. Sie trat nun ein, und jagte ihn geschwinde wieder ins Bett zurück. Er fragte, wo sie gewesen sey — die gute alte Base war plötzlich krank geworden. — Er mußte sich sehr leise halten, da sie nun keine Minute versichert sey, ob man sie nicht abriefe. Fernando war eben keiner von den herzhaftesten, und fuhr mit dem Kopf unter die Bettdecke, wie ein Knabe, der vor Gespenstern zittert. So oft er hervor guckte, machte sie kleines Geräusch, und er fuhr wieder unter die Decke. Nach einer Minute that sie mit einem Mahl, als ob sie jemand kommen hörte, eilte ins nächste Zimmer, und machte die Thür zu. In der mächtigsten Bewegung ging sie mit großen Schritten auf und ab, und erwog, was wohl zu thun sey. Tausend Gedanken fuhren zugleich

in ihr empor; sie wußte durchaus nicht, zu was sie sich bestimmen sollte.

Fernando durfte sie nicht Argwohn fassen lassen, denn sie hatte sein Versprechen, daß er sie heirathen würde; Vorthail und Ehre kämpften für ihn, für Alexandern aber kämpfte ihre Liebe. Er war in Lebensgefahr; von ihr hing seine Rettung ab, von ihrer Eile; wenn sie zauderte, war es dasselbe, als ob sie ihn ermordet hätte. — Sie schritt immer stärker auf und nieder, in ihrem Busen drang es immer ungestümer. — „Aber seine Gegner scheinen nach ihrem Benehmen feig zu seyn, und sind sie es auch nicht, so ist er tapfer; sein Muth ist ja berühmt. — Wenn ich ihn herein liesse, würde es nicht Fernando hören, würde er nicht Argwohn schöpfen, würde er es nicht entdecken? hätt' Alexander nicht vielleicht, nicht wahrscheinlicher Weise von Fernando's Wuth mehr zu fürchten, als von Garcerons Rache? Wär' endlich nicht für mich beynahe gewiß alles verloren, wenn ein Lärmen entstände? — Wenn ihn Garceron zu dieser Stunde der Nacht herein treten

sähe, würd' er nicht unsre Verbindung klar begreifen? würd' er sie nicht durch die ganze Stadt austragen, um sich an seinem Feinde zu rächen? — Würd' er wohl dabey auf mich Rücksicht nehmen? — Was würde Fernando sagen, wenn er es erführe?" — Nun wars entschieden; ihre Ehre und ihre Furcht siegten; Alexander konnte nicht eingelassen werden.

Sie lief wieder hastig zu dem Fenster, aus dem sie mit Alexandern gesprochen hatte, und an dem dieser schon mit größter Ungeduld wartete. „Gott ist mein Zeuge," sagte sie, „wie unaussprechlich ich Sie liebe, wie gern ich Sie nicht nur in das Haus, sondern selbst in mein Zimmer einlassen möchte; aber eben so ist er mein Zeuge, daß ich es unmöglich thun kann. Ich seh' es ein, daß Sie in Gefahr sind, daß Sie es mit drey Feinden aufzunehmen haben, aber — ich bitte Sie, retten Sie sich mit der Flucht!" —

„Was können Sie mir zumuthen?" sagte Alexander. — „Halten Sie mich für eine Memme, die wie ein Hase davon läuft? — Soll ich meine Ehre aufopfern? —

„Fordern nicht vielmehr *Sie*, daß *ich* es thun soll? — Was sollte den abhalten, vor aller Welt den Verläumder meines guten Namens zu spielen, der sich schon bis zum Meuchelmörder erniedrigen konnte? — Über dieß ist die Freundin, die bey mir schläft, aufgewacht; Sie wissen, wie neugierig alle Weiber sind; sie wird in mich dringen, ihr zu entdecken, wer Sie seyen, warum Sie sich zu dieser Stunde hier efinden; sie weiß sich jetzt schon nicht zu erklären, warum ich mich so lange vom Zimmer entferne. Wir sind so vertraut, daß wir gewöhnlich nie ein Geheimniß vor einander zu haben pflegen. O Alexander, wenn Sie mich so heftig lieben, als ich Sie liebe, so dringen Sie nicht länger in mich. Ich bin überzeugt, Sie sind zu großmüthig, als daß Sie meine Ehre nicht Ihrer Lebensgefahr vorziehen sollten.“

Alexander war über diese unvermutete Erklärung so betroffen, daß er keinen Laut vorbringen konnte. Eine solche Unempfindlichkeit, eine so unerschütterliche Gleichgültigkeit hätte er von dem Herzen,

das oft so heftig an dem seinigen geschlagen hatte, nimmermehr erwarten können. Er trat einige Schritte zurück, und besann sich erst nach einigen Minuten. „Das hätte ich nicht gedacht, Isabelle,“ sagte er; „bey Gott, nimmermehr; für einen Gotteslästerer hätte ich den gehalten, der es mir von Ihrer schönen Seele vorher zu sagen gewagt hätte! — Es ist klar, wie die Sonne! Sie haben mich nie geliebt! — Alles war Täuschung! Jedes Wort, jeder Zug war eine Lüge — Was kann es Ihrer Ehre schaden, wenn Sie Ihrer vertrautesten Freundin vertrauen, daß es Ihr künftiger Gemahl ist, den Sie zu sich einlassen; denn, wahrhaftig, als diesen habe ich mich immer betrachtet; als mein künftiges Weib hab’ ich Sie geliebt; nur als meine Braut habe ich Sie umarmt! — Sollten Sie nicht eben so gedacht haben? — Für weich hab’ ich Ihre Seele gehalten; aber was wähnt man nicht alles, wenn man liebt, wenn man so heftig liebt, wie ich liebe? — Nun haben Sie mir selbst den Dienst gethan, und haben mir die Augen geöffnet, ich sehe klar, ich soll

mein Leben für Sie aufopfern, und Sie wollen es nicht mit einer Unbequemlichkeit retten, der Sie sich im Grunde nur aussetzen, die Sie durch gute Einleitung sehr leicht vermeiden können. Sie wollen, daß es mein Leben kosten soll; gut! — Ohne näher erforschen zu wollen, was Sie zu diesem Wunsche bringen konnte, gehe ich fort: vielleicht ist er in einigen Minuten erfüllt; denn Garceron wird diese Gelegenheit gewiß nicht fahren lassen; und wie soll ich mich gegen ein Schußgewehr vertheidigen? — Leben Sie wohl, Isabelle, es ist gewiß Sie sehen mich nie wieder!” —

Mit diesen Worten ging er, und Isabelle war durch seine Rede so gerührt, daß sie nicht ein Wort vorbringen konnte, das ihn zurück gehalten hätte. Als er sich einige Schritte entfernt hatte, blieb er einen Augenblick stehen, kehrte sich noch ein Mahl um, ob Isabelle nicht vielleicht ihren Entschluß geändert habe; da sich aber, wie gesagt, nicht ein Laut aus ihrem Fenster hören ließ, ging er mit raschen Schritten fort, ohne sich nur ein einziges Mahl mehr umzusehen. Garceron

und seine Begleiter folgten ihm auf dem Fusse nach, und hofften vermuthlich, er würde seinen Weg durch eine weniger bewohnte Seitengasse nehmen. Indessen war das Ungefähr gerechter, als Isabellens Herz. Es traf sich, daß einer von Alexanders Freunden, der in derselben Gasse wohnte, eben von einem Gelage nach Hause kam, und gerade in sein Haus eintrat, als Alexander vorüber ging. Er sang irgend ein Liedchen, und Alexander erkannt' ihn sogleich an der Stimme. Er bath ihn dringend, ihm zu erlauben, daß er den Rest der Nacht bey ihm zubrächte. Als sie auf das Zimmer kamen, erzählte ihm Alexander ausführlich, daß Garceron niederträchtig genug gewesen, ihm meuchelmörderisch nachzustellen, da er doch vor der Welt erklärt hätte, daß er mit Alexandern vollkommen ausgeföhnt sey. Alexander saß stumm da, und konnte sich kaum erhohlen. Sein Freund sprach ihm Muth ein, und versicherte ihn, daß Garceron diesen Frevel gewiß mit seinem Blute bezahlen sollte.

Ungeachtet alles Zuredens saß Alexan-

der in sich selbst versunken da., „Nun wollen wir schlafen gehen,“ sagte sein Freund; „im nächsten Zimmer ist Ihr Lager.“ Alexander antwortete, er wolle sich zwar nieder legen, aber der Schlaf sey vielleicht für lange Zeit von seinen Augenliedern geflohen. — „Bruder,“ sagte sein Freund wieder, „du hast doch sonst kein Hasenherz; und soll dich der niederträchtige Bube nun mit einem Mahl' aus der Fassung geworfen haben? — Laß dir nicht bange seyn; denn, wie gesagt, der Schurke soll büßen! —

„Du irrst,“ sagte Alexander; „ich bin nicht so feig, daß ich mir um eines Unwürdigen willen bange werden liesse; nein! Mein Herz drückt ein anderer Kummer“ — und mit diesen Worten warf er den Kopf in die Arme.

„Bruder,“ sagte DomAntonio — so hieß Alexanders Freund — „Bruder,“ sagt' er, indem er den letzten Strumpf abzog — „so bist du verliebt, und zwar unglücklich verliebt!“ —

„Ja, so ist's leider,“ antwortete Alexander! — „Du bist mein wahrer Freund,“

sagte er nach einer langen Pause, „und ich will dir alles unverhohlen entdecken.“ —

Sofort erzählte er ihm seine Verbindung mit Isabellen, und beschrieb ihr Betragen, das sie eben jetzt, vor wenigen Augenblicken, gegen ihn gezeigt hätte.

„Bruder,“ sagte Antonio, als Alexander mit seiner Erzählung zu Ende war — „das Mädchen hat Recht! — Ich würd’ es an ihrer Stelle nicht um ein Haar anders gemacht haben.“ —

„Beleidige mich nicht durch unzeitigen Scherz,“ sagte Alexander; „wenn du mein Unglück nicht fühlst, wenn du nicht erkennst, was für unaussprechlichen Kummer unglückliche Liebe verursacht, so laß doch mich wenigstens ungestört leiden!“ —

„Bruder,“ sagte jener wieder, „ich gehe vielmehr noch einen Schritt weiter, als du; denn ich nenne nicht nur unglücklich lieben, sondern *lieben* überhaupt ein Unglück; aber ich nenn’ es auch ein Glück, daß du an mich gekommen bist, weil

ich dir das Räthsel lösen kann. Wie hätte sie dir den Eintritt gestatten sollen, da ihr Liebhaber bey ihr war?"

„Nein, nein!“ — das ist unmöglich, schrie Alexander!

„Ja, ja! — das ist möglich,“ schrie Antonio; „und desto möglicher, da es gewiss ist, daß sie einen Liebhaber hat; da es gewiss ist, daß er schon ihre Gegenliebe genoß, bevor ihr beyde euch kennen lerntet.“

Sofort erzählte er ihm Isabellens ehemalige und gegenwärtige Verbindung mit Ferdinanden; er war so genau, selbst von den kleinsten Umständen, unterrichtet, daß Alexander an der Wahrhaftigkeit seiner Erzählung kaum mehr zweifeln konnte.

„Aber ist er gewiss jetzt bey ihr gewesen?“ fragte Alexander. — —

„Das kann ich dir nicht versichern; indessen vermuth' ich es.“

„Hast du aber Grund es zu vermuthen? — Hast du Grund?“ —

„Mag seyn,“ antwortete Antonio, und war schon halb eingeschlafen. —

„O ich bitte dich, ich beschwöre dich,“
fuhr Alexander mit aller Heftigkeit fort,
„entdecke mir deine Gründe!“ —

Antonio gab ihm keine Antwort, und
kehrte sich mit dem Kopfe gegen die Wand
hinüber.

Alexander fing ihn neuerdings zu be-
schwören an, und ging gar so weit, daß
er ihn wieder herüber drehen wollte;
aber Antonio sprang ungeduldig aus dem
Bett' auf, und versicherte ihn, wenn er
von seinem Ungestüme nicht augenblick-
lich ablassen wollte, sollt' er nimmermehr
auf seinen Beystand zu rechnen haben.
Alexander mußte schweigen, und wider
Willen zu Bette gehen. Er konnt' aber
kein Auge zu thun, denn theils peinig-
ten ihn seine eigenen Gedanken, und die
fürchterlichen Bilder, die seiner Einbil-
dungskraft unaufhörlich vorschwebten,
theils hätt' er selbst bey der ruhigsten Stim-
mung seines Herzens wegen dem lauten
Geknister der Wanduhr, und dem unun-
terbrochenen Schnarchen seines Freundes
keinen zu leichten Schlummer gewinnen
können. So bald er merkte, daß der Mor-

gen graute, stand er auf, und pochte an Antonio's Thür, die dieser versperrt hatte; Antonio gab ihm aber noch keine Antwort, obschon Alexander deutlich hörte, daß er sich räusperte, und verschiedenes andere that, das sich unmöglich im Schlafe thun läßt. Was wollt' er thun? — Er mußte in Geduld eine ganze Stund' abwarten, bis sich Antonio entschloß, die Thür aufzuschließen.

Nun berichtigte Antonio erst, was er die Nacht zuvor — denn er war ein wenig benebelt gewesen — halb oder sonst unrichtig erzählt hatte. Nun war nichts mehr übrig, als Erkundigung einzuziehen, unterdessen aber gar keinen Schritt zu machen. Auch bemühte sich Antonio, seinem Freund' Isabellen ganz als das zu schildern, was sie war; als ein Mädchen, das sich wechselseitig durch Coketterie und Wärme des Temperaments irre führen ließe, und einen rechtschaffenen, wahrhaft liebenden Mann am Ende nimmermehr glücklich machen würde. So viel war nöthig, um Alexanders Hitze wenigstens in etwas zu kühlen.

Da aber beyde Freunde zu edel dachten, als dafs sie Isabellen, selbst wenn sie schuldig gefunden würde, durch eine öffentliche Herabsetzung unglücklich machen wollten, beschlossen sie, sich vorerst so viel als möglich in eigener Person zu unterrichten. Antonio, ein grosser Freund von Abenteuern, nahm es auf sich, diese erste Nacht in Isabellens Gasse die Schildwache zu spielen. Antonio war so vorsichtig, dafs er einen seiner Bedienten, der Ferdinanden wohl kannte, in der anderen Gasse, von der man, wie schon gesagt worden, durch das anstofsende Haus in Isabellens Wohnung kommen konnte, aufpassen liess. Antonio sah niemanden, sein Bedienter war aber glücklicher; denn so bald es elf Uhr schlug, erschien Ferdinand in der Gasse, und ward einige Minuten nachher von einer Magd in das Haus einggerufen. Die folgende Nacht machten Antonio und Alexander selbst die Runde, und überzeugten sich vollkommen von dem, was der Bediente berichtet hatte.

Nun hatte Alexander seine Schöne schon

zwey Tage nicht gesehen : er war in einem Zustande , der sich nimmermehr beschreiben läßt. Endlich am dritten Tage pocht' es an seiner Thür, und — Isabelens Inez war es , die ein Briefchen an ihn zu bestellen hatte. Das Briefchen lautete so :

„Bester Dom Alexander!“

„Ich sehe Sie schon zwey volle Tage nicht; sollten Sie mein unvermeidliches Betragen wirklich anders erklärt haben, als es erklärt werden mußte?“

„Mußte?“ sagte Alexander bey sich selbst: „freylich, wenn Ihnen eine Entschuldigung übrig bleiben sollte.“

„Was ich that, war ganz natürlich.“

„Aus Ihrem Charakter zu erklären,“ fuhr Alexander fort, zu sich selbst zu sprechen.

„Ich war überzeugt, daß Ihnen auch mehrere Feinde nichts würden anhaben können. —

„Aber die Meuchelmörder.“ —

„O und nur das“ —

„Nur das?“ —

„Konnte mich dahin bringen, eine Über-

eilung zu begehen , die ich seither genug beweint habe."

„Soll das einen Sinn haben , Mamsell? Es hat keinen , ich mag es drehen , wie ich kann und will."

„Kommen Sie , ich erwarte Sie mit offenen Armen" —

„Sind also allein." —

„Und will alles wieder gut machen" —

„Sie sind zu gütig." —

„Ihre Isabelle!"

„Ihr gehorsamster Diener."

Alexander sprach kein Wort ; er ließ das Mädchen warten , setzte sich an den Schreibtisch , und antwortete ; das Mädchen ging fort , und händigte seinen Fräulein das Antwortschreiben ein. Im Augenblicke war das Siegel weg , Isabelle las : —

„Beste Isabelle !" —

„Ich habe Sie schon zwey volle Tage nicht gesehen , und Sie haben sich mein unvermeidliches Betragen wirklich so erklärt , wie es erklärt werden mußte." —

„Inez , " schrie sie , „um Gottes Willen , was ist das?" —

„Was ich thue, ist ganz natürlich“ —
„Er spottet meiner! — Er spottet meiner.“ —

„Lesen Sie doch fort, Fräulein!“ sagte Inez; „wer weiß, was nachkommt.“

„Ich bin überzeugt, daß Ihnen auch mehrere Tage meines Ausbleibens nicht merklich seyn können, und nur das“ —

„O Inez, er ist verloren!“ schrie Isabelle, und sank ihr beynahe in die Arme. Als sie sich wieder ein wenig erhohlt hatte, las sie fort: —

„Konnte mich dahin bringen, einen Schritt zu unterlassen, den ich sonst seither vielleicht würde beweint haben. — — Sie erwarten nicht mich allein mit offenen Armen; darum komm' ich nicht, und hoffe dadurch meinen Fehler wieder gut zu machen.“

Isabelle sank sprachlos auf den Stuhl zurück; das Mädchen mußte ihr riechendes Wasser unter die Nase reiben, um sie wieder zurecht zu bringen. „Wie hat er dich empfangen, als du ihm den Brief brachtest?“ sagte Isabelle, als sie sich wieder gesammelt hatte. —

„Sonst war er wohl immer so freundlich; er faßte mich am Kinn, er kneipte mich in die Backen, er gab mir wohl gar ein Schmätzchen.“ —

„Was sagst du, Boshafte?“ —

„Ein Stück Geld, wollt'ich sagen; aber dieß Mahl“ —

„So sprich! — Was sagt' er?“ —

„Nicht ein Wort; er war stumm wie ein steinernes Bild!“ — —

„Er hat sich gar nicht nach mir erkundigt?“ —

„Mit keiner Sylbe!“ —

„So ist es aus! — So ist er verloren!“ —

„Aber, gnädiges Fräulein, wessen ist wohl die Schuld?“ —

„Willst du mich noch mit Vorwürfen peinigen? Bin ich nicht ohne dieß unglücklich genug?“ Mit diesen Worten brach sie in einen Thränenstrom aus, der nicht zu hemmen war.

Das war aber noch nicht alles; es waren ihr noch größere Leiden vorbehalten.

Als Inez von Alexandern wegging, war sie über die Art seines Empfangs zu missvergnügt, als daß sie daran hätte denken

sollen, daß sie die Antwort verstecken müsse. Sie trug sie denn frey in der Hand, und ging ihrer Wege fort. Der Zufall, — oder kaum mehr der Zufall, sondern das gerechte strafende Verhängniß — hatte es so einzulenken gewußt, daß sich Ferdinand eben in derselben Strasse aufhielt, und bemerkte, daß Inez mit einem Briefchen in der Hand aus Alexanders Hause ging. Diese Erscheinung war ihm, wo nicht verdächtig, doch wenigstens sonderbar vorgekommen. Er war ihr in einiger Entfernung bis zu Isabellens Wohnung nachgegangen, und, ohne daß sie es im geringsten gewahr ward, bis in das nächste Zimmer an Isabellens Cabinette gefolgt.

Hier hatte nun Inez den zweyten Fehler begangen, der alles vollkommen verdarb. Sie hatte die Thür des Cabinetts offen stehen lassen, und Ferdinand hatte also die beste Gelegenheit, alles zu sehen, was vorging. Nicht eine Sylbe entwischte ihm; er sah nun ganz ein, woran er wäre. Da jedermann weiß, wie sehr die wiederholte Befriedigung des heissesten Triebes ihrer Heftigkeit schade, wird man ganz

leicht begreifen, daß auch auf Ferdinand diese Entdeckung des Betruges, den man ihm gespielt hatte, ganz anders wirken mußte, als sie auf Alexandern gewirkt hatte. Jener hatte bereits erreicht, was einst das Ziel all seiner Wünsche gewesen war; er hatte bis zur Sättigung genossen; und dieser hungerte noch mehr; er mußte sehen, daß ein anderer aus Muthwillen speiste, was ihm — Bedürfnis möcht' ich sagen — gewesen wäre. — Ferdinand war so gestimmt, daß es nur eine ähnliche Entdeckung brauchte, um seine Sättigung in Ekel zu verwandeln. Wer weiß, ob er ihr nicht vielleicht im Herzen entgegen sah? — Wer weiß, ob nicht diese dunkle Regung in ihm vorging, ohne daß er sich ihrer bewußt war? — Das wollen wir nicht untersuchen; genug, daß er sich nicht tief gekränkt, sondern hoch beleidigt fühlte. Er trat gerade ins Cabinet, und faßte Isabellen, die einen lauten Schrey that, scharf ins Gesicht. Sie sprach kein Wort; auch er schwieg einige Minuten, endlich sagt' er: „Fräulein, ich stehe schon eine Viertelstunde hier vor

der Thür: ich gebe zu, daß es unartig ist; aber ich hoffe, von Unartigkeit soll unter uns nicht einmahl die Rede seyn. Enge Bande, heilige Bande halten uns verbunden; diese haben Sie muthwillig zerissen; ich stehe nun frey da; ich knüpfe sie nicht wieder. Ich will Ihnen nichts weiter vorwerfen; Sie mögen es selbst thun. Leben Sie wohl; seyn Sie vorsichtiger; ich sehe Sie nicht wieder." — Mit diesen Worten ging er.

Isabelle war wie vom Donner gerührt, und Inez stand ihr gegen über, als ob sie wenigstens die Gewalt des nahen Schlags betäubt hätte.

„Inez!“ — sagte Isabelle endlich, und konnte nach diesem einzigen Worte nicht weiter reden.

„Fräulein Isabelle!“ — antwortete Inez, und war wieder stumm wie zuvor. Sie würden sich vielleicht länger nicht erhohlt haben, wenn sie nicht der kleine Hund, der gegen die Thür zu bellen anfang, aus diesem Todeschlummer aufgeweckt hätte. Inez lief hin, um zu sehen, was es wäre; sie sah aber niemand, und nun

hatte sich auch Isabelle schon hinlänglich gesammelt, um das Gespräch fortführen zu können. Was sie sprachen, wollen wir übergehen, da es am Ende einzig und allein darauf hinaus ging, daß sie beyde nicht wußten, was in der Sache zu thun wäre, und daß sie ganz und gar nicht absehen, auf welchem Wege sie sich retten könnten.

Während sie diese Berathschlagung hielten, hatte der rasche Dom Alexander den Entschluß gefaßt, Donna Macara seine Hand zu reichen. Er konnte hoffen, daß er keine Fehlbitte thun würde, ging hin, warb um sie, und erhielt ihre Zusage.

Eben so hatte auch Dom Ferdinand erwogen, daß es das Beste seyn würde, wenn er sich durch eine augenblickliche Werbung selbst in die Unmöglichkeit setzte, den reizenden Tönen dieser Sirene jemahls wieder Gehör zu geben. Er hatte sich denn eben so rasch, als Alexander, zu einer vertrauten Freudinn begeben, die in seinem Nahmen bey einem der reichsten und angesehensten Edelleute der Stadt um seine Tochter für ihn bitten mußte.

Auch dieser Antrag ward mit Vergnügen aufgenommen, da Ferdinands Charakter allenthalben im besten Rufe stand, und ganz Valencia um seine beträchtliche Erbschaft wußte. Da beyde Bräute aus den besten Häusern waren, und die Werbung von beyden Freyern in aller Form geschehen war, so konnte sie auch nicht lange verborgen bleiben. Isabelle pflegte, wie wir wissen, alle Gesellschaften zu besuchen, und erfuhr denn diese doppelte Neuigkeit noch denselben Abend. Augenblicklich ward ihr nicht wohl; sie fuhr nach Hause, und ließ sich in einiger Zeit als Nonne im Kloster de la Zaida aufnehmen.

So endigte sich die unglückliche Geschichte dieses Mädchens, das sich durch einen Reitz, der nur zu viel verblendet, hatte irre führen lassen. Wer sie im Vertrauen erfuhr, fühlte mit Isabellen Mitleiden, und sprach: „*Wer zu viel verlangt, verliert alles.*“

XVII. K A P I T E L.

Rufine kann es nicht länger mehr ohne Abenteuer aushalten.

„Vortrefflich,“ sagte der Edelmann; „vortrefflich, mein Herr! Ihre Erzählung ist mit dem leibhaften Salze unsers Cervantes gewürzt!“ — Monsalvo dankte ihm sehr verbindlich dafür, und packte sein Bündel Papiere zusammen. „Wenn Ihnen, wie ich nicht zweifle, auch die übrigen Erzählungen so gelungen sind, wie diese,“ sagte die Dame, des Edelmanns Gemahlinn, „so ist das ein vortreffliches Stück Arbeit. Sie sind mit vieler Laune, und besonderer Kenntniß des menschlichen Herzens geschrieben.“

„Und sehr moralisch,“ setzte Rufine hinzu; welches Lob aus ihrem Mund’ einen besondern Eindruck auf ihren Freund Garay machen mußte. Auch dieser konnte dem Doctor seinen Beyfall nicht länger vor-
enthalten, und versicherte, daß sich sol-

che Begebenheiten, und noch zehn Mahl ärgere, leider! nur zu oft in Spanien zu trügen.

Doctor Monfalvo war über diesen allseitigen Beyfall innigst vergnügt, und konnte gar nicht Worte genug finden, um der Gesellschaft seinen Dank zu beweisen. Er fuhr selbst noch lange fort ihnen zu danken, obschon sie kein Wort mehr von der Materie sprachen; denn er hielt auch ihr Kopfnicken, das ihnen das Stoßen der Kutsche verursachte, immer noch für eine Fortsetzung ihres Lobes.

Gegen den Abend kamen sie nach Cordova, einer der berühmtesten Städte in Andalusien, und ehemahls im ganzen Königreiche, als die Mauren noch im Besitze des Landes waren. Die Sonne hatte sich schon sehr stark hinter die Berge gesenkt, und die Gesellschaft war nur mehr bey-nah' einen Steinwurf weit von der Stadt entfernt, als ihnen das Ungefähr einen neuen Vorfall in die Quere führte, der sie aufhielt.

Zwey Edelleute hatten sich auf einen Zweykampf herausgefordert, und auf die-

(*Rufina I. Th.*)

n

sen Platz, wo sie eben fuhren, beschieden; der eine hatte den andern tödtlich verwundet, war entsprungen, und der Sterbende schrie eben, als sie ankamen, um den Beystand eines Priesters. Doctor Monsalvo war Priester; Rufine war neugierig, den Verwundeten zu sehen, und drang also in den Doctor, daß er absteigen, und ihm beystehen möchte. Kaum hatte der Sterbende gebeichtet, als er in Garays Armen die Sprache verlor. Monsalvo wollte Rufinen bereden, sich in die Kutsche zu setzen; da aber Garay, mochte seyn, weil er etwas zu kapern hoffte, den Sterbenden nicht verließ, wollte sich auch Rufine, vermuthlich, weil sie sich auf Garay verlassen konnte, daß er dieses Werk der christlichen Liebe nicht ohne Hoffnung einer reichlichen Belohnung unternommen haben werde, nicht von ihm entfernen; Monsalvo stieg also ein, ohne sich im mindesten mehr um seine Pflicht zu bekümmern, und der Kutscher, der schon gern die Stadt erreicht hätte, schrie Rufinen nur zu, in welches Wirthshaus er fahren werde, und fuhr fort. Unterdeffen schien

sich der Verwundete wieder ein Bisschen zu erhohlen, und Garay wäre nun mit Rufinen gar zu gern fortgefahren, da sich weniger Aussicht zu einer Beute zeigte; was sie aber auch schrien, es war umsonst; der Kutscher hörte sie nicht, oder wollte sie wenigstens nicht hören. Rufine und Garay waren also mit dem Sterbenden allein unter freyem Himmel, und die Nacht brach schon gewaltig herein; es fing ihnen bey-nah' an bange zu werden. Sie sahen einige Personen in größter Eile herbey kommen, und hofften nun, ihrer Angst entledigt zu werden, aber sie hatten sich 'mächtig getäuscht; denn gerade diese Personen waren es, die sie in noch größere Verlegenheit setzten; denn es war ein Alguazil mit seinen Leuten, der dem Zweykampf' auf die Spur gekommen war. Sie ritten in einem Kreise um unfre beyden und die Leiche herum, und der Alguazil schrie: „Glücklich haben wir ihn noch erreicht! greift an, und macht sie fest!“ Garay und Rufine schworen hoch, daß sie an der Sache ganz und gar keinen Antheil hätten, daß sie nur aus christlicher Liebe dem

Verwundeten und nun bereits Todten beygesprungen seyen, da er um Hülfe und einen Beichtvater gerufen habe; daß der Thäter ohne Zweifel, und wie sich auch allerdings nicht anders vermuthen lasse, die Flucht ergriffen habe, daß —

„Ey, haltet ihr mich für einen Narren?“ schrie der Alguazil. — „Am Ende war es nicht ein Mahl ein förmlicher Zweykampf, sondern ein Meuchelmord, und ihr habt den Verstorbenen nur zum Scheine gereitzt, damit er sich beleidigt finden, und euch in die Falle gehen sollte! Ihr Lumpenpack! ihn so sammt allen seinen Sünden in die andere Welt zu schicken! ist das eure Nächstenliebe“? —

„Aber, mein Herr“, sagte Rufine; „er hat ja gebeichtet!“ —

„Wem hat er gebeichtet, ihr Galgengefindel?“ schrie der Alguazil wieder, der, wie wir nun zur Genüge haben abnehmen können, nicht eben einer von den artigsten Männern war, und auf dessen verwilderte Seele Rufinens Reitze selbst keinen Eindruck machen konnten; — „Wem hat er gebeichtet, ihr Schelmenpack? — Der

freyen Luft? — oder dem Monde? — oder
Ihr selbst, frommes Jüngferchen? das
wäre überflüssig gewesen; denn ihr wür-
det seine Sünden gewiß schon vor der
Beicht gewußt haben.“ —

„Herr Alguazil,“ schrie Garay, „belei-
digen Sie mich und diese Dame nicht so
unvorsichtig, es möcht' Ihnen sonst theuer
zu stehen kommen! Ich schwör' es Ihnen
noch ein Mahl bey allem, was heilig ist,
daß wir von der ganzen Sache nichts
wissen, und nur auf den Zuruf dieses Tod-
ten ausgestiegen sind.“

„Daß euch! — Ihr vermaledeytes Zi-
geunervolk! — Aus was seydt ihr ausgestie-
gen? — aus einer Wolke?“ —

„Aus dem Postwagen,“ schrie Rufine. —

„Der Postwagen wird euch davon fah-
ren, wenn ihr eure Plätze zahlt! — Meint
ihr, wir haben so grobes Volk in unserm
Spanien? Meint ihr, wir wissen so wenig,
was Ordnung ist? — Greift sie an!“ —

„Halt ein,“ schrie Garay; „sonst soll es
diesem ungewaschenen Buben seinen lee-
ren Kopf kosten! — Gesetzt, ich wär' ein
Meuchelmörder, oder auch nur derjenige,

der mit dem Entseelten hier einen Zweykampf gehabt hat; sag' er mir, wohlweiser Herr, mit was hätt' ich ihn denn getödtet?"

„Man untersuch' ihn aufs genaueste!" schrie er; die Gerichtsdiener nahmen die Untersuchung vor, und fanden kein einziges Werkzeug, mit dem er jemand hätte ermorden können. „Nun," schrie Garay, „ist er noch nicht überzeugt? — Mit was wär' ich seiner denn Meister geworden?"

„Man untersuche nun auch die Hexe da," schrie der Alguazil wieder, der seiner vor Wuth kaum mehr mächtig war. Rufine wollte die Schamhafte und Verzweiflungsvolle spielen, aber ein einziger Wink von Garay machte sie duldsam, wie ein Lamm. Nachdem nun auch an ihr jedes Rockfältchen durchsucht, und nichts gefunden worden war, schrie Garay: „Nun Herr Alguazil, mit was hab' ich ihn wehrlos gemacht?" — —

„Mit was?" schrie dieser; „mit Zauberkünsten, die ihr treibt, ihr Zigeunervolk! Meint ihr, man weiß es nicht, daß ihr mit dem Bösen im Bund steht? — Kommt

mit! führt sie!" Nun half kein Reden mehr: Rufine und Garay waren umgeben, und mußten mit ihnen fort.

Sie kamen in der Stadt an, wurden auf des Alguazils Befehl in ein ziemlich unfäuberliches Gemach, in dem ein einziges Bett stand, gesperrt, und den folgenden Tag kamen sie erst vor das Gericht des Corregidors, das er in Gegenwart mehrerer Beysitzer hielt. So unhöflich der Alguazil gewesen war, so artig war der Corregidor. Er hatte kaum Rufinens Reitze entdeckt, als er den Alguazil vorrufen ließ, und ihm über sein beleidigendes Betragen eine lange Rede voll der bittersten Verweise hielt. So bald Rufine bemerkte, daß der Corregidor ihren Stand und ihre Verdienste höher anzusetzen scheine, als sie wirklich waren, ließ sie ihn unter dem Gespräche merken, daß sie von sehr vornehmer Stande sey. Garay stimmte sorgfältig mit ein, und gewann bald so viel Muth, daß er gar Genugthuung und Abbitte verlangte. Über dieß bath er auch, der Herr Corregidor möchte den Kutscher über seine Verwegenheit,

—
sie auf freyem Feld' allein zu lassen, züchtigen. Der Corregidor versprach beydes, stellte beyde unverzüglich auf freyen Fuß, und bath um die Erlaubniß, Rufinen nach Tisch' im dem Gasthose besuchen zu dürfen."

Rufine, die schon lange bemerkt hatte, daß ihr der Herr Corregidor ein Bisschen zu nah' ins Gesichtchen geguckt hätte, war der Antrag äußerst willkommen, und sie versicherte ihn vielmehr, daß er ihr gewisser Massen nur zuvorgekommen sey, indem sie ihn eben um Erlaubniß hätte bitten wollen, ihm in seiner Wohnung für seine besondere Güte und schnelle Gerechtigkeitspflege danken zu dürfen, da sie überhaupt nicht gern mit dem Gerichte zu thun habe: sie sprach auch die reine Wahrheit. Um aber beyläufig zu wissen, wie viel oder wie wenig sie sich von dieser neuen Bekanntschaft zu versprechen habe, ersuchte sie ihn, unterdessen seiner Gemahlinn, der sie aufwarten würde, ihr Compliment zu melden.

„Ich danke, gnädiges Fräulein," sagte der Corregidor; „aber ich kann das mei-

ner Frau durchaus nicht melden; denn —
ich bin nicht verheirathet.”

Das wars, was Rufine hören wollte; und da er mit einem Tone geantwortet hatte, als wollt' er ja durchaus nicht, daß sie diesem Gedanken Platz lassen sollte, verbreitete sich über ihr ganzes Antlitz die Hoffnung eines unausbleiblichen Sieges. Der Corregidor versicherte sie noch ein Mahl, daß er sich glücklich schätzen würde, sie besuchen zu dürfen, und sofort schieden sie aus einander. Rufine und Garay gingen voll Vergnügen in den Gasthof, um das Mittagsmahl einzunehmen, und allenfalls einen Plan zu entwerfen, wie sie die Stimmung des verliebten Corregidors benutzen könnten. Der Corregidor aber ging nach Hause, und konnte keinen Bissen essen, so ganz und gar war ihm vor Liebe der Appetit vergangen.

XVII. K A P I T E L.

*Schilderung des Corregidors. Glückliche Aus-
sichten für Rufinen.*

Wir wollen nun auch hören, was für ein Mann der Corregidor beyläufig gewesen sey:

Er war erst vierzig Jahre alt, war sehr reich, aber sein Verstand war einer von den schmalsten in der ganzen Gegend. Er hatte seine Corregidorswürde erkauft, und sich niemahls die Eigenschaften beyzulegen gesucht, die er doch zur guten Verwaltung seines Amtes unentbehrlich hätte besitzen müssen, sondern er hatte vielmehr seine Jugend unter Ausschweifungen hingebracht, die ihn zu einem jungen Greise machten. Indessen, obschon es ihm an Einsicht mangelte, war er doch bey der ganzen Stadt sehr beliebt; denn gegen die Vornehmen war er zuvorkommend höflich und freygebig; wie es denn in seinem Hause selten an Lustbarkeiten fehlte;

und die geringeren Classen gewann er durch seine Freundlichkeit gegen jedermann, und durch die Großmuth, mit der er bey jedem selbst manchemahl derben Vergehen durch die Finger zu sehen wufte. Er war mit einem Wort' ein guter, leichtgläubiger, munterer, leichtsinniger, freygebiger, einfältiger, und doch liebenswürdiger Mann. Aus dieser kurzen Schilderung kann man hinlänglich sehen, daß er gerade der Mann war, mit dem Rufine ein Abenteuer zu bestehen wünschen mußte.

Garay und Rufine hatten kaum gespeiset, als sich der Corregidor auch schon im Wirthshaus' einfand, und Rufinen mit einigem Confect' aufwartete, das er mit sich hatte bringen lassen. Er suchte ihr durch verschiedene Fragen abzulocken, wer sie eigentlich sey; aber sie vermied es immer sorgfältig, webte aber dem Gespräche verschiedene Reden ein, die ihn in der Vermuthung bestätigten, daß sie eine vornehme Dame sey, die unbekannt reisen wollte. Dieser Gedanke flammte seine Ehrfurcht und Liebe noch mehr an. Er

wagt' es endlich, sie zu fragen, wie lange sie sich wohl in dieser Stadt aufzuhalten dächte.

„Bis Morgen früh,“ antwortete Rufine? —

„Was sagen Sie?“ schrie Octavio; so hiefs der Corregidor, und fuhr zurück. —

„Vielleicht nicht ein Mahl bis Morgen,“ setzte Garay mit einer wichtigen Miene hinzu, „wenn sich meine Nichte anders ein wenig erhohlt.“ —

„Nein!“ — schrie Octavio, „das laß' ich nicht angehen, und sollt' ich gezwungen werden, die Stadtthore sperren zu lassen. Reden Sie nicht mehr von einer so schnellen Abreise; denken Sie gar nicht mehr daran denn wenigstens muß ich Sie acht Tage bey mir haben, und geh' es, wie es wolle!“ — Rufine und Garay wollten sprechen, er ließ sie aber beyde gar nicht zur Rede kommen, so artig er auch sonst war. „Ich will Ihnen meinen Vorschlag mit wenig Worten erklären,“ fuhr er fort, „und will gleich hinzu setzen, daß ich nun um so weniger davon abzubringen wäre, da ich höre, daß Sie sich von der Reise

nicht gar zu wohl empfinden. Ich hab' ein ziemlich artiges Sommerhäuschen am Quadalquivir, einige Schritte vor der Stadt; in diesem bitt' ich Sie auszuruhen, und einige Tage bey mir zuzubringen." Rufine schien sich zu bedenken, obschon sie im Herzen über den Antrag frohlockte; Garay war aber nun selbst auf Octavio's Seite. „Was erwägen Sie so lange, liebe Nichte?" — sagte er. „Was nützt es, wenn wir die Reise fortsetzen, und wenn Sie erkranken, bevor wir eine bequeme Stadt erreichen? — Sie sind von so zartem Gliederbaue." —

„Ja wahrhaftig," sagte Octavio voll Feuer; „vergeben Sie mir den Ausdruck; aber es wär' allerdings die größte Unvorsichtigkeit von der Welt, wenn Sie sich dieser Gefahr aussetzen wollten."

Rufine lächelte, wie ein Seraph, und sagte: „Sie sind wahrhaftig ein Meister im Überreden. Weil Sie es durchaus verlangen, will ich nicht länger mehr so unhöflich seyn." —

„Bravo, Nichte!" — sagte Garay. — Rufine reichte dem glühenden Corregidor

ihre Hand , und so gingen sie ohne weiteren Verzug hinunter , und an den Quadalquivir hinaus. Ihr Gepäck , das in zwey wohl vermachten Felleisen bestand , ließen sie sich nachtragen.

Wie sie unter dem Stadtthore hinaus traten , sieh , da stand das herrlichste Landhaus vor ihren Augen. Das niedlichste Schloß einer Fee konnte nicht so zum Eintritte laden , als dieses Häuschen , zu dem der artige Corregidor selbst den Plan angelegt hatte. Sie traten ein , und alles war noch ungleich prächtiger eingerichtet , als in Marquina's Hause. Rufine schlug das Herz , als sie ihre Augen an diesen lockenden Kostbarkeiten weidete , und ihre Finger geriethen in ein unwillkührliches Spiel. Der Corregidor bemerkte es , und sagte : „Sie haben gewiß das Clavier dort bemerkt , und es hat Ihnen eine kleine Lust zu spielen angewandelt.“ —

„Wahrhaftig ,“ sagte Rufine , „Sie haben beynah' einen prophetischen Geist.“ — Der Corregidor machte eine Verbeugung , und obschon Garay sonst immer über alle Aus-

ferungen seines Antlitzes Meister war, so wirkte doch dieses drollige Missverständniß so sehr auf ihn, daß er sich unmöglich des Lachens hätte erwehren können.

„O sie kann alle Instrumente spielen, meine Nichte,“ sagte er; „ihre Finger sind flinker, als die des vornehmsten Taschenspielers.“ —

„O welche Vollkommenheit sollt' ihr fehlen!“ sagte der Corregidor. — „Ich werde Sie auch gewiß nicht aus dem Hause lassen, bis Sie mich mit ihrem Spiel' entzückt haben!“ —

„Ja, versteht sich von selbst,“ sagte Garray; „ich soll zwar nicht so schmeichelhaft von ihr sprechen, denn sie ist meine Nichte, und am wenigsten sollt' ich es da vor ihr selbst thun; aber ich wär' ungerecht, wenn ich anders sprechen wollte. Ja, mein Herr Corregidor, wenn ihre Finger nur ein Mahl in Lauf kommen, so denken Sie gewiß Ihre ganze Lebenszeit daran.“

„Nun, so sollten wir doch an der Stell' etwas hören!“ sagte der Corregidor. —

„Sie sind auch gar zu hastig,“ sagte Rufine; „ich möchte Sie vielmehr bitten, mir

die ganze Wohnung zu zeigen, so sehr entzückt mich das, was ich schon gesehen habe."

Sofort führte sie der Corregidor durch das ganze Haus herum. „Diese Zimmer hier" — es war eine Reihe von sieben — „hab' ich für Sie bestimmt," sagt' er; „weil Sie hier die Aussicht in den Garten haben; für Sie, mein Herr, hab' ich das Gemach neben dem meinigen bestimmt; damit aber Ihr Fräulein Nichte nicht allein ist, wird eines meiner Dienstmädchen einige Zimmer neben ihr schlafen. Hab' ich so alles zu Ihrer Zufriedenheit geordnet?"

„Sie beschämen mich mit Ihrer Großmuth," sagte Rufine; „nur möcht' ich Ihnen aus Dankbarkeit rathen, nicht gegen jeden Fremden so unumschränkte Gastfreyheit auszuüben. — Wie leicht könnt' ein hergelaufenes Gefindel Ihre Güte und Ihr Vertrauen missbrauchen? — Strotzt nicht unser Spanien selbst von Mädchen, die ihr Glück so überall auffuchen?" —

„Ich dank' ihnen, Fräulein, für diese Warnung; aber müßte der nicht dümmer, als der allerdümmste seyn, der nicht Men-

schen von Menschen zu unterscheiden, der nicht Engelseelen mit dem ersten Blicke zu erkennen wüßte? — Wollen Sie nicht auch den Garten befehen?“ — Sie gingen hinunter, und Rufine bewunderte, mit wie viel Geschmacke der Corregidor alle Lauben, und Schattengänge, und Springbrunnen, die versteckten Vogelhäuser und die Blumenschnirkel anzuordnen gewußt hatte.

Nachdem sie alles befehen und bewundert hatten, ersuchte Rufine ihren Liebhaber, er möcht' ihr ein wenig auszurufen erlauben. Dieser führte sie sogleich in die für sie bestimmten Zimmer, wo ein herrliches Ruhebett von dunkelblauem Atlasse mit breiten goldenen Franzen eigens zur Siefte bereitet war.

Indessen war es gar nicht ihr Voratz, der Ruhe zu pflegen, sondern sie wollte nur Gelegenheit gewinnen, um die Lage ihres Zimmers und des Gartens, die Verbindung des letztern mit der freyen Landstrasse näher betrachten, und behalten zu können. Besonders hatte sie des Corregidors Entschluß, ein Dienstmädchen zu

(*Rufina I. Th.*)

O

ihrer Bequemlichkeit einige Zimmer neben ihr zu lagern, in Verlegenheit gesetzt. Zugleich hoffte sie, Garay werde nun auch Gelegenheit haben, sich in die nöthige Kenntniß setzen zu können. Es gelang ihr auch wirklich beydes; denn nachdem sich die andern entfernt hatten, entdeckte sie, daß von der Gartenmauer zu dem letzten Fenster ihres Schlafzimmers nur ein leichter Sprung vonnöthen sey. Das war für heute genug.

Sie benutzte das Schreibzeug, das auf einem Corydon stand, und schrieb diese Entdeckung auf ein kleines Zettelchen, das sie ihrem Oheime bey erster Gelegenheit zu stecken wollte. Damit es aber nicht auffiele, wenn man etwa die nasse Feder fände, schrieb sie auf ein anderes Zettelchen vier Verse irgend eines Dichters, deren sie sich gerade besann, und die sich auf die gütige Aufnahme ihres Hauswirthes bezogen.

Unterdeß hatte auch Garay die Zeit nicht verloren; er hatte die Entdeckung gemacht, daß man sich aus seinem Fenster an einem Brunnen fangen, und so

ganz bequem die Strasse erreichen könnte. Über dieß hatte er aber eine Entdeckung gemacht, welche die wichtigste von allen war. Das Zimmer, welches an das seinige stieß, war des Corregidors Bibliothek; und da dieser im ganzen Hause herum lief, um zum herrlichsten Abendmahl' Anstalt zu machen, schlich sich Garay hinein. Sie war mehr zur Schau, als um gelesen zu werden, eingerichtet. Die Bände waren alle besonders prächtig; besonders zeichnete sich aber ein Seitenkästchen aus, in dem alle Bücher ganz schwarz gebunden waren. Garay las die Rückentitel, und sah denn, daß es alchymistische Bücher seyen. Das war für ihn genug, um einen vollständigen Plan hierauf zu bauen. Er kannte die Menschen zu gut, als daß er nicht aus den zwey Unterscheidungszeichen dieser Bücher, dem besondern Kasten, und dem schwarzen Einbände hätte schließen sollen, daß Alchymie des Corregidors Lieblings-Studium sey. Er schloß weiter: da der Corregidor den Aufwand liebt, wie es sich in seinem ganzen Hause zeigt, so hat ihm dieses verderbli-

che Studium entweder sein Vermögen noch nicht geschmälert, und dann wird es eine Falle seyn, in der er sich gewiss fangen läßt, wenn ihm der Lockspeck hinlänglich in die Nase duftet; oder er hat schon eine zu große Summe damit eingebüßt, und dann wird er den erlittenen Schaden zu ersetzen wünschen; da er, wie es sich deutlich äußert, ein sehr eingeschränkter Kopf ist, und sich, wenn er wirklich in Verlegenheit ist, auf natürlichen Wegen nicht zu helfen weiß, wird er doch wenigstens den Versuch nicht ausschlagen. Über dieß war es ja nicht Garays Absicht, ihn allmählig, wie ein Igel, auszufaugen, sondern er hoffte nur auf diesem Wege sein Vertrauen zu gewinnen, und dann in irgend einer glücklichen Nacht, mit dem Beystande seiner treuen Gefährtinn, das Beste, das sich im Hause zeigen würde, mit einem Mahl' aufzuräumen. Das konnte nicht fehlen; es kam auch geschwinder zu Stande, als sich der Erfinder selbst gedacht haben mochte.

Der Corregidor kam zurück, und wollte nachsehen, ob seine Gäste von der Sieste

erwacht wären; er fand sie auch beyde schon in der Höhe. Sie sprachen verschiedenes; Rufine fand Gelegenheit, den geschriebenen Zettel und ihre Verse einzuhändigen, und Garay, ihn zu lesen; aber dieser gab ihr durch einen einzigen Wink zu verstehen, daß er den Stein der Weisen gefunden hätte.

Von diesem Augenblick' an ging ihnen Rufine nicht eine Minute mehr von der Seite, theils weil sie zu neugierig war, das Geheimniß zu erfahren, theils, weil sie etwa zu irgend einer Scene hätte nothwendig seyn dürfen. Nachdem sie einige Zeit gesprochen hatten, fragte Garay den Corregidor, ob er auch, wie er nicht zweifle, ein Liebhaber von Büchern sey?

„Ey das wäre schön,“ antwortete dieser, „wenn der Corregidor den Wissenschaften abhold wäre! — Belieben Sie mit mir zu kommen; ich werd' Ihnen einen zwar kleinen, aber guten Vorrath von Büchern aufweisen.“ Aus Garays Augen strahlte Freude; Rufine konnte aber noch nicht entdecken, wo alles hinaus wollte. Sie traten ins Bibliothekzimmer ein, und der

Corregidor zeigte ihnen da seine Schätze von Gelehrsamkeit. Endlich traf die Reihe auch seine innigst geliebten Alchymisten. Kaum sprach er dieses Wort aus, als ihm Garay um den Hals stürzte, und ihn so fest an seinen Mund presste, daß er ihn beynahe erdroffelt hätte. Nun noch auch Rufine den Braten. „Gibt es doch auch hier einen Freund der wahren Weisheit,“ sagte sie. „O glückliche Entdeckung“ schrie Garay; „hat mir doch, so bald ich Sie sah eine geheime Stimme zugerufen, daß unsere Seelen einander näher verwandt seyn. Aber, ohne uns in ein Gespräch über diesen Punct einzulassen, so beantworten Sie mir die Frage, ob Sie das Geheimniß entdeckt haben, oder nicht?“ —

„Noch nicht,“ antwortete der Corregidor, der sich den Schweiß von der Stirne wischte, und sich von Garays gewaltsamer Umarmung kaum erhohlen konnte; „aber ich hoffe, noch am Ziele meiner Wünsche zu seyn.“

„So halt’ ich mich denn für höchst glücklich, einen Weg gefunden zu haben, auf

dem ich mich Ihnen für ihre gütige Aufnahme dankbar bezeigen kann; denn ich sag' Ihnen hiermit, daß ich das Geheime der Kunst besitze, daß ich, und meine Nichte hier durch diese Kunst reich find, und daß wir auch Sie aus Dankbarkeit zum Mitbesitzer dieser Kunst machen wollen, wenn anders meine Nichte, die so großen Antheil daran besitzt, als ich, ihre Einwilligung dazu gibt."

„Wie können Sie daran zweifeln?“, sagte Rufine, „kennen Sie mein Herz so wenig?“

Der Corregidor schnappte nach Luft, und wußte nicht, wie ihm geschähe. „Ist's möglich? — Ist's möglich?“ — schrie er; „so hat euch Gott als Engel zu mir geschickt; denn da ihr beyde so freundschaftlich gegen mich denkt, so will ich euch nun auch entdecken, daß ich dieser Kunst bereits den größten Theil meines Vermögens aufgeopfert habe, und doch einen so unwiderstehlichen Hang zur Fortsetzung meiner Versuche empfinde, daß ich sicher auch das, was mir noch übrig ist, daran wenden werde.“

„Sie sollen glücklich werden,“ sagte Ga-

ray, „wenn Sie anders bereit sind, die Bedingungen einzugehen, die ich Ihnen setzen werde.“

„Fordern Sie!“ schrie der Corregidor; „verlangen Sie unbeschränkt!“

„Ich will Ihnen erst unsre Geschichte erzählen,“ sagte Garay; „dann werden Sie sehen, daß diese Bedingungen aus der Natur der Umstände fließen, in denen wir uns befinden. Ich will kurz seyn. Mein Vater war ein Aufseher in den Goldgruben von Peru; er selbst hatte tiefe Einsicht in die Alchymie; er hatte sich erst in seinem späteren Alter mit dieser Wissenschaft abgegeben, und konnt' es daher nicht sehr weit damit vorwärts bringen. Unter dessen machte seine heftige Neigung zu dieser Kunst, daß ich als ein kleiner Knabe schon brennende Begierde dazu faßte. Er unterrichtete mich einiger Massen, aber ich selbst bracht' es durch unzählbare Versuche dahin, daß ich endlich am Ziele war. Ich kam immer weiter, und bereicherte mich täglich mit neuen Kunstgriffen. Indessen war ich nicht vorsichtig genug; mein Ehrgeitz und meine Jugend

machten, daß ich meinen Aufwand zu schnell vergrößerte. Da jedermann wußte, daß ich von meinem Vater, der unterdessen gestorben war, nicht viel geerbt hatte, ward man aufmerksam, und kam mir endlich auf die Spur. Ich mußte fliehen, und floh nach Spanien, wohin ich diese Nichte als ein junges Mädchen mitnahm, weil sie ihre Ältern so strenge behandelten. Wegen dieser Entführung, durch die ich sie einer reichen Erbschaft beraubt habe, halt' ich mich im Gewissen verbunden, ihr die Hälfte meines jetzigen Vermögens, und meines künftigen zu überlassen, und daher auch niemanden, ohne ihre Einwilligung, mein Geheimniß zu entdecken. Wie es mir in Peru gegangen war, so ging es mir auch in Cadix. Aus Peru hatte man dem Könige die Anzeige gemacht, und unglücklicher Weise wurden wir von einem Peruaner erkannt. Man wollt' uns einziehen; aber glücklich entkamen wir noch, und auf unsrer Flucht hat uns ein glückliches Ungefähr in Ihre Hände gebracht. Wollen Sie uns ausliefern, da stehen wir."

„Göttlicher Mann!“ schrie der Corregidor; „in meinem Busen will ich Sie verbergen.“ Hiermit fiel er ihm um den Hals, und weinte vor Freuden. Sofort ward abgeredet, daß ihm Garay den folgenden Tag eine Probe seiner Kunst geben wollte. Darauf speisten sie zu Nacht, und gingen zu Bette; aber der Corregidor wälzte sich die ganze Nacht durch in seinem Bette herum, ohne schlafen zu können.

Den folgenden Morgen machte sich Garay früh auf, und ging mit einigem goldenen Geschmeide, das er bey sich hatte, in die Stadt, und ließ es von einem Goldschmiede zusammen schmelzen, kaufte einige Geister, wie sie ihm gerade beyfielen, eilte damit nach Hause, und sagte dem Corregidor, der schon vor Ungeduld zu vergehen meinte, daß er nun alles in Bereitschaft habe, um ihm die versprochne Probe abzulegen.

Er verlangte ein Stücklein Kupfer, das der Corregidor, wie sich von selbst versteht, im Vorrathe hatte. Über dieß ließ er sich Kohlenfeuer bringen, und eine Retorte, auch stellte er seine Geisterflaschen

in Bereitschaft; dann liefs er Rufinen und den Corregidor abtreten, versteckte das Stücklein Kupfer, liefs sie nach einigen Minuten wieder eintreten, und wies den Goldklumpen vor. Der einfältige, und vor Freude ganz betäubte Corregidor schrie laut auf, daß er nun der glücklichste Mensch auf Erden sey, und bath ihn, an der Stelle in seiner Arbeit fortzufahren. Garay sagte aber: „Wir müssen erst noch einen wichtigen Punct abthun, und das wollen wir an der Stelle: setzen Sie sich.“ Sie setzten sich alle drey, und Garay fuhr fort. „Sie sehen, ich bin ein alter Mann und kann von meiner Kunst wenig Vortheil mehr ziehen; Sie sind ein rechtschaffener, lebenswürdiger Mann, ein Mann nach meinem Herzen: dieses Mädchen hier macht mir Sorge. — Hier fing Rufine zu weinen an. — „Wollen Sie sie zum Weibe, so erhalten Sie mein Geheimniß mit.“

„Wär' es möglich?“ schrie der Corregidor. — „O ich wär' unaussprechlich glücklich!“ — Rufine sprach: „Bester Herr Corregidor, ich will es nicht verhehlen, daß

ich Sie lieben könnte: aber werden Sie auch mich lieben können? — Ist es nicht vielleicht ein Taumel, der Sie hinreißt?" —

Der Corregidor vermafs sich hoch, daß er hauptsächlich nur durch ihren Besitz glücklich zu werden wünsche. Alles ward nun richtig gemacht; der Corregidor eilte fort, um Anstalten zur Verfassung eines Heirathscontractes zu machen, und nun hatten Garay und Rufine Zeit, das Weitere mit einander zu verabreden. Garay ging aus, und der Corregidor kam unterdessen zurück. Mit einem Mahle kam nun Garay ganz außer Athem gelaufen, und erzählte, daß er den königlichen Auspähern, die ihn auffuchten, begegnet wäre; sie seyen vermunnt, und er habe sich mit Mühe vor ihnen verbergen können. „Um Gottes willen! was ist nun zu thun?" schrie der Corregidor. — „Nichts ist dringender," schrie Garay, „als daß Sie das Mädchen auf ein Paar Tage auf einen benachbarten Ort in Sicherheit bringen; ich will mich unterdessen vermunnen, und im Hause verborgen halten." Der Corregidor war theils zu albern, und theils zu

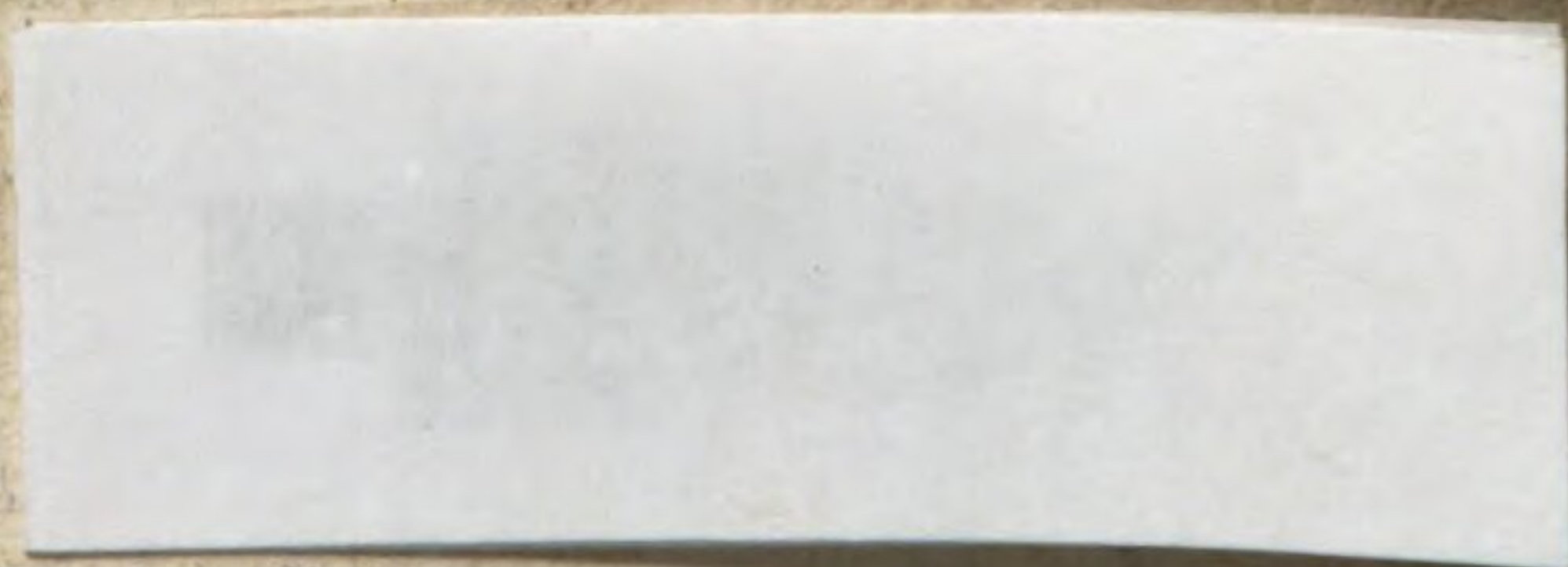
beängstigt, als daß er den Rath, besonders da Rufine mächtig zitterte, nicht an der Stelle hätte befolgen sollen. Sie fuhren auf ein nahes Dorf, wo der Corregidor einen Bekannten hatte. Unterdeß ergriff Garay die Gelegenheit, mit Hülfe seiner Nachschlüssel alle Kisten zu öffnen, und bey sechs tausend Thaler an Geld und Juwelen, mit einem Worte, den ganzen Schatz des Corregidors zu entfremden. Er sperrte die Thüren, und sagte den Hausleuten, daß er dem Corregidor nachreite, — denn er nahm noch sein bestes Pferd aus dem Stalle — und trabte fort. Rufine entwich ihrem Liebhaber dieselbe Nacht, und traf Garay, wie sie abgeredet hatten, in einem nahen Walde. Unbeschreiblich ist die Freude, die beyde fühlten, als Rufine das blanke Geld zählte; aber unbeschreiblich ist auch der Jammer, und die Verzweiflung des Corregidors, als er zurück kam, und sich betrogen sah. Er ward schwermüthig, und starb bald darauf vor Herzeleid. Was unsern Abenteurern begegnete, werden wir bald hören.



L. A.

Castillo

1791





Castillo Solórzano, Alonso <<de>>,

Donna Rufina

Bd.: 1

Wien (1791)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 864 -1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256964-4

VD18 15462455-001